



6.14

www.unireport.info

STABWECHSEL

Werner Müller-Esterl übergibt an Birgitta Wolff

Interview Seite 8 und 9



Foto: Dettmar

Editorial

Liebe Leserinnen und Leser,

nicht nur das ereignisreiche Jubiläumsjahr, sondern auch die Amtszeit von Universitätspräsident Werner Müller-Esterl nähert sich dem Ende. Birgitta Wolff übernimmt am 1. Januar die Amtsgeschäfte. Wir haben Müller-Esterl einige Fragen zu seiner sechsjährigen Präsidentschaft gestellt – er zieht insgesamt eine sehr positive Bilanz, benennt aber auch ‚Baustellen‘ und künftige Herausforderungen (S. 8/9). Dass die gerade begonnene Weihnachtszeit auch für den Soziologen jede Menge interessanter Phänomene bereithält, zeigt der Bericht einer Lehrforschungsgruppe unter der Leitung von Prof. Stegbauer: Die weihnachtlichen Festivitäten mit ihren festen Ritualen und Gewohnheiten mögen zwar nicht bei allen Zeitgenossen auf Gegenliebe stoßen. Aber, so ein Ergebnis der Untersuchung, versorgt es doch auch die Weihnachtsskeptiker mit jeder Menge an interessantem Klatsch und Tratsch über die Mitfeiernden (S. 3).

Das Team des UniReports wünscht Ihnen schöne Feiertage und einen guten Start ins neue Jahr – und natürlich viel Spaß bei der Lektüre!
Dirk Frank

Sind die Studierenden politikmüde?

Fragen an den AStA-Vorsitzenden Daniel Katzenmaier zum neuen Studierendensurvey

Im Abstand von drei Jahren werden im Auftrag des Bundesbildungsministeriums rund 29.000 Studierende an Hochschulen und Fachhochschulen zu ihrer Studiensituation befragt. Laut aktuellem Studierendensurvey hat nur noch knapp ein Drittel der Befragten ein starkes Interesse an Politik.

Herr Katzenmaier, Bundesbildungsministerin Wanka hat auf Grundlage des Surveys die Politikferne der heutigen Studierenden kritisiert. Wenn man sich die Beteiligung an der Wahl des Studierendenparlaments an der Goethe-Uni anschaut, müsste man ihr wahrscheinlich Recht geben, oder?

Wenn man davon ausgeht, dass Studierende gesellschaftlich betrachtet über ein höheres Bildungsniveau verfügen, muss ein solches Ergebnis der Studie schon mulmig stimmen. Die Wahlbeteiligung von 14–15 % bei den Stupa-Wahlen ist sicherlich sehr niedrig, wobei wir im Bundesdurchschnitt noch recht gut liegen – bei vielen großen Universitäten liegt die Wahlbeteiligung nur bei 3–5 %. Man muss natürlich auch sehen, dass bei Kommunal-, Landtags- oder Europawahlen die Beteiligung auch recht niedrig ist. Die Frage ist aber doch, warum sich weniger Leute für Politik interessieren, und das ist eine gesamtgesellschaftliche Frage. Man könnte über Formen der direkten Demokratie sprechen wie z.B. Bürgerbefragungen. Wenn sich die Bundesregierung stärker für mündigere Strukturen an den deutschen Hochschulen einsetzt, dann würden sich die Studierenden vielleicht auch für Politik begeistern. Die Studierendenschaft fordert ja z.B. eine paritätische Besetzung der Gremien. Aber auch in der Gesellschaft, in der Schule oder am Arbeitsplatz brauchen wir mehr Partizipation. Wenn man in der Schule

nie hat wirklich mitbestimmen können, warum sollte man das dann an der Uni wollen?

Nun war ein Ergebnis des aktuellen Studierendensurveys, dass eine Mehrheit der Studierenden insgesamt mit ihrem Studium zufrieden ist; eine Befragung an der Goethe-Uni 2012 hat ein ganz ähnliches Ergebnis gebracht. Ist eine solche Zufriedenheit eine gute Voraussetzung für Interesse und Partizipation an Politik?

Da stellt sich die Frage: Was heißt Zufriedenheit? Ist eine Alternative zu den heutigen Verhältnissen denkbar? Eine Frage, die sich gerade die Mitbegründer der Kritischen Theorie, Adorno und Horkheimer, immer gestellt haben. Wenn man den heutigen Studierenden eine Alternative zur Bologna-Reform vor Augen stellen könnte, würden sie vielleicht merken, dass sie mit der 50- bis 60-Stunden-Woche, worunter Hobbys und soziales Leben sicherlich leiden, doch nicht zufrieden sind. Wenn nun aber in der Politik von „Alternativlosigkeit“ gesprochen wird, dann färbt das sicherlich auch auf die Studierenden ab.

Könnte das Desinteresse an Politik auch daran liegen, dass der Politikbetrieb heute zu komplex, zu undurchschaubar ist? Sind aber auch Politikfragen nurmehr sachbezogen zu lösen und nicht mehr mit „Visionen“, wie vielleicht noch in den 60ern und 70ern?

68 war neu in der BRD, ein erster Bruch mit dem Politikbetrieb, wird daher ganz anders wahrgenommen als die Brüche danach. 1977 und 1988 gab es auch in Frankfurt Proteste an der Goethe-Universität, mit neuen Ideen wie beispielsweise Autonomem Tutorien oder selbstverwalteten Cafés, die immer noch sehr prägend sind in manchen Fachbereichen. Es gibt auch

Fortsetzung auf Seite 6



Komplexe Atmosphäre

11

Geowissenschaftler entwickeln wichtige Bausteine zum Verständnis von Wolken- und Wetterphänomenen.



Let's say it in English?

15

Schreitet die Englischsprachigkeit unauffällig voran? Oder handelt es sich nur um einen Modetrend?



Studieren am Niederräder Ufer

16

Ein Porträt des Medizin-Campus, auf dem auch Zeugen der Uni-Geschichte zu besichtigen sind.



Schottet sich Europa ab?

24

Der Grünen-Politiker Tom Koenigs plädiert in seinem Gastbeitrag für eine neue Flüchtlingsstrategie.

Foto: Mr. Nico/Photocase

Tierversuche – die Sicht eines Ethikers

Wie weit kann/darf der Tierschutz gehen?

Tierversuche haben eine große Bedeutung für den medizinischen Fortschritt. Die ethischen Verpflichtungen und rechtlichen Vorgaben haben zugenommen, doch wird tierexperimentelle Forschung nach wie vor kritisch beäugt oder gar komplett abgelehnt. Der Philosoph Dieter Birnbacher beschäftigt sich seit vielen Jahren schon mit der ethischen Dimension von Tierversuchen. Auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Versuchstierkunde (GV-SOLAS) im vergangenen September an der Goethe-Universität hielt er einen viel beachteten Vortrag dazu. In seinem Essay für den UniReport diskutiert er historische und aktuelle Positionen und zeigt Grenzen des Tierschutzes auf. UR

von Dieter Birnbacher

Die Debatte um die Zulässigkeit und die Grenzen von wissenschaftlichen Tierversuchen ist keine neue Debatte. Sie wird spätestens seit dem 17. Jahrhundert geführt, mit – wie etwa der Briefwechsel zwischen René Descartes mit seinem englischen Briefpartner Henry More zeigt – ähnlichen Positionierungen, wie wir sie heute finden. Allerdings vertritt heute so gut wie keiner mehr die Auffassung Descartes', dass Tiere, weil sie über keine Sprache verfügen, deshalb empfindungslose Automaten sind. Allerdings wird auch in der gegenwärtigen ethischen Diskussion über den menschlichen Umgang mit Tieren überwiegend davon ausgegangen, dass dem Menschen ein grundsätzliches moralisches Recht auf die Verfügung über Tiere und die Nutzung von Tieren zu eigenen Zwecken zukommt. Allerdings stößt dieses grundsätzliche Recht an eine Grenze, wenn Tiere durch die menschliche Nutzung erheblich belastet oder ohne hinreichenden Grund getötet werden.

Tierschutz contra Tierrecht/ Tierschutz oder Tierrecht?

Diese Auffassung kann man *grosso modo* als „Tierschutz-Position“ bezeichnen – im Gegensatz zu „Tierrechts-Positionen“, die Tieren (bzw. bestimmten höheren Tieren) weitergehende Rechte zuschreiben. Die „Tierschutz“-Position lässt sich verstehen als eine Art „goldene Mitte“ zwischen zwei Extrempositionen, die beide in unserem Kulturkreis in Bezug auf Tiere nur (noch) selten vertreten werden, dem *Anthropozentrismus* und dem *Biozentrismus*. Anthropozentrismus bedeutet, dass sich der Umgang mit Tieren allein am Maßstab menschlicher Interessen und Gefühle orientiert. Diese Position war im Westen über Jahrhunderte hinweg dominant. Ihre prominentesten Vertreter waren Immanuel Kant und – repräsentativ für die christliche Moraltheologie – Thomas von Aquin. Kant war durchaus kein Tierverächter, aber den Schutz der Tiere konnte er im Rahmen seiner Philosophie lediglich durch die Pflicht des Menschen zur Selbstachtung und die Vorsorge gegen Verrohung im Umgang mit Menschen begründen. Kant zufolge sollten Pflichten nur gegenüber Wesen bestehen können, die ihrerseits moralfähig sind. Der Anthropozentrismus war allerdings bereits vor Kant durch David Hume und Jean-Jacques Rousseau in Frage gestellt worden. Heute wird überwiegend die Kritik geteilt, die Jeremy Bentham implizit und Arthur Schopenhauer explizit an Kants Auffassung übten. Nach beiden kommt es nicht darauf an, ob Tiere denken oder reden können wie Menschen, sondern ob sie wie Men-

schen leiden können. Allen leidensfähigen Wesen wird ein Eigenwert zugeschrieben. Der *Biozentrismus* auf der anderen Seite erkennt einen derartigen Eigenwert allen Lebewesen einschließlich der niederen Tiere und der Pflanzen zu. Einige Vertreter dieser Auffassung gehen sogar so weit, allen nicht-menschlichen Lebewesen ein gleich starkes Recht auf Leben und Entwicklung zuzusprechen. Prominentestes Beispiel für diese Auffassung ist Albert Schweitzers „Ethik der Ehrfurcht vor dem Leben in allen seinen Erscheinungsformen“. Sie hat allerdings die wenig akzeptable Konsequenz, keinerlei Differenzierungen zwischen den Arten des Lebendigen zuzulassen und davon abzusehen, in welchem Ausmaß Tiere davon, wie Menschen mit ihnen umgehen, subjektiv betroffen sind.

Wann ist Tierleid gerechtfertigt?

Die „Tierschutz“-Position ist *pathozentrisch*, indem sie die Leidensvermeidung in den Mittelpunkt stellt. Sie schließt eine Tötung von Tieren nicht aus, fordert aber, dass diese möglichst angst- und leidensfrei erfolgt. Diese Position wird in der gegenwärtigen Diskussion in mehreren Varianten vertreten, die sich darin unterscheiden, welche Trade-offs sie zwischen der Zufügung von Leiden („Belastungen“) bei Tieren einerseits und menschlichen Gütern andererseits zulässt. Die dem aktuellen politischen *mainstream* und dem deutschen Tierschutzgesetz entsprechende schwächere Variante geht davon aus, dass Belastungen von Tieren – durch Tierversuche, aber vor allem auch durch die überwiegend als belastend einzustufende landwirtschaftliche Tierhaltung – nicht nur zur Verhinderung bzw. Minderung menschlichen Leidens zu rechtfertigen ist, sondern auch durch andere menschliche Güter wie Leben, Sicherheit, Wissenserwerb und Genuss. Eine stärkere – den Pathozentrismus enger und wörtlicher auslegende – Variante fordert, als Rechtfertigungsgrund für die Leidenszufügung bei Tieren ausschließlich die Leidensminderung bei Menschen gelten zu lassen. Danach lassen sich Belastungen von Tieren etwa für Grundlagenforschung und Ernährung nur insoweit rechtfertigen, als sie indirekt der Leidensminderung dienen. Eine noch stärkere Variante vertritt schließlich die Position, dass zwischen Leidenszufügung und Leidensminderung eine ethische Asymmetrie besteht. Danach ist eine aktive Leidenszufügung bei Tieren grundsätzlich moralisch bedenklicher als ein passives Zulassen gleich schwerwiegender Leiden bei Menschen. Da es die Natur sei, die Menschen an Krankheiten leiden lasse, die wir dann mittels Tierversuchen zu bekämpfen suchen, während es im Falle der Tierversuche wir

selbst sind, die die Tiere leiden lassen, bestehe hinsichtlich der Frage der Tierversuche kein eigentlicher ethischer Konflikt: Leidenszufügung dürfe nur mit *Leidenszufügung*, nicht aber mit *Leidenlassen* verglichen werden. Diese – u. a. in Deutschland von Ursula Wolf vertretene – Position trifft allerdings auf die Kritik, dass sie mit dem Gebot zwischenmenschlicher Solidarität schwer verträglich ist. Auch dann, wenn es nicht der Mensch selbst ist, der das Leiden eines Schwerkranken verursacht, betrachtet er sich in der Regel doch als für die mögliche Verhinderung und Linderung dieses Leidens nicht weniger verantwortlich als für die eines durch Menschen bewirkten.

Vertreter einer tierethischen Pflicht zur Leidensminderung berufen sich im Wesentlichen auf zwei – insbesondere von Schopenhauer formulierte – Argumente: dass höhere Tiere (zu denen mindestens die Wirbeltiere gehören) *leidensfähig* sind, und dass nicht zu sehen ist, warum die in allen Ethiksystemen anerkannten Pflichten zur Unterlassung von Leidenszufügung und zu aktiver Leidensminderung bei Menschen nicht gleichermaßen für *alle* leidensfähige Wesen gelten müssen. Die Tatsache, dass Tiere keine Moral-

Grundlage des deutschen Tierschutzgesetzes. Es begrenzt die Belastung von Tieren durch von Menschen zugefügte Schmerzen, Leiden und Schäden und fordert für die Tötung von Tieren einen „vernünftigen“ Grund – ein unbestimmter Rechtsbegriff, der es erlaubt, die Akzeptabilität der Gründe den jeweils vorherrschenden gesellschaftlichen Anschauungen anzupassen. Das Tierschutzgesetz schützt also die Tiere um ihrer selbst willen – im Gegensatz zu älteren Gesetzen, die Tiere nur soweit schützten, wie es die Vermeidung öffentlicher Ärgernisse oder einer vermeintlichen Verrohung von Menschen erforderte –, was aber nicht heißt, dass Tiere auch als Träger von subjektiven Rechten mit eigener (durch Stellvertreter wahrgenommene) Klagebefugnis betrachtet werden. Bei der Rechtfertigung von belastenden Tierversuchen sind von Rechts wegen zwei Arten komplexer Beurteilung und Abwägung erforderlich: erstens die Gewichtung der auf dem Spiel stehenden tierlichen und menschlichen Güter und zweitens – auf dem Hintergrund der Güterbewertung – die Feststellung der „Unumgänglichkeit“ der Belastung der Tiere angesichts der Bedeutung der von dem jeweiligen Versuch erwarteten Ergebnisse. „Unumgänglich-

Überblick

Aktuell	2
Forschung	11
Reportage	16
Jubiläum	18
Kultur	19
International	20
Campus	21
Impressum	25
Bücher	26
Bibliothek	27
Freunde	28
Studium	29
Menschen	30
Termine	31

Der nächste UniReport (1/2015) erscheint am 06.02.2015, Redaktionsschluss ist der 16.01.2015.



Dieter Birnbacher ist seit 1996 Professor für Philosophie an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Er ist unter anderem Mitglied der Zentralen Ethikkommission der Bundesärztekammer und der Ethikkommission der Medizinischen Fakultät der Universität Düsseldorf und gehört dem Wissenschaftlichen Beirat der Giordano-Bruno-Stiftung an.

Foto: privat

subjekte und keine möglichen Vertragspartner sind, die in der Lage wären, sich mit dem Menschen über wechselseitig bestehende Rechte und Pflichten zu verständigen, kann danach kein Grund sein, diese Pflichten nicht auch für leidensfähige Tiere gelten zu lassen. Andernfalls bestünden diese Pflichten ja auch nicht gegenüber unmündigen Menschen. Allerdings wird eine Verpflichtung zur aktiven Fürsorge in der Praxis zumeist nur für Tiere in der Obhut des Menschen und für von Menschen zu Nutzungszwecken gezüchtete Tiere anerkannt. Bei Wildtieren stehen einer Fürsorgepflicht u. a. Naturschutzüberlegungen entgegen.

Ersetzen, Reduzieren, Optimieren

Die in der Öffentlichkeit wie in der Tierethik vorherrschende „Tierschutz-Position“ ist auch die

„Unumgänglichkeit“ der Belastung bedeutet, dass Alternativmethoden nicht zur Verfügung stehen, dass der Tierversuch im Sinne von *refinement* optimiert und die Belastung der Tiere, gemessen an der wissenschaftlichen, therapeutischen oder anderweitigen Bedeutung des Versuchszwecks, im Sinne der sogenannten 3-R-Regel (*Replacement, Reduction, Refinement*) minimiert wird.

Das Kriterium der Leidensfähigkeit setzt also den Versuchenden mit leidensfähigen Tieren Grenzen, beinhaltet aber keine kategorische Ablehnung von belastenden Tierversuchen. Vielmehr erlaubt das Kriterium eine Abwägung zwischen den Belastungen, denen Tiere im Versuch ausgesetzt sind, und dem daraus erwartbaren Nutzen für den Menschen. Zugleich

Fortsetzung auf Seite 22

Klischees unterm Weihnachtsbaum

Wellness für die Mutter – Alkohol für den Vater

Die Suche nach Weihnachtsgeschenken gestaltet sich jedes Jahr aufs Neue anstrengend. Möglichst persönlich sollte es sein, vielleicht gar etwas Selbstgemachtes und bloß nicht das Gleiche wie schon letztes Weihnachten. Manch ein Schenkender wendet sich voller Verzweiflung an die Internetgemeinde. Nun, dort findet man keineswegs das erhoffte persönliche Geschenk für den Papa. Genau im Gegenteil: Da engeln 83 und wickeln 91 den Beschenkten überhaupt nicht kennen, lässt sich hier beobachten, welche Geschenke der abstrakten Rolle des Vaters zugeordnet werden. Aus insgesamt 2.000 Geschenkvorschlügen für Mutter, Vater, Freundin und Freund ließ sich aufzeigen, welche Vorstellungen mit diesen Rollen verbunden sind. Betrachtet man die Geschenkkategorien für Eltern, dann zeigt sich, dass diese immer noch dem traditionellen Familienbild verhaftet sind. Müttern wird unterstellt, dass sie sich nach gemeinsamer Zeit mit ihren Kindern sehnen, und wenn das nicht geht, dann muss wenigstens der Fotokalender unter den Weihnachtsbaum. Sehr häufig werden zudem Wellness und Kosmetik empfohlen. Aus Sicht der Forennutzer begießen Väter den Feiertag mit Alkohol und verbringen die Freizeit bevorzugt mit ihren Autos. Außerdem werden Geschenke für sportliche Aktivitäten vorgeschlagen. Oft werden zudem technisches Spielzeug und Fanartikel empfohlen. Die Geschenkvorschlüge für Väter sind deutlich vielfältiger als für Mütter.

Spannend an den Geschenkvorschlügen für Freundin und Freund ist, dass hier nicht die Geschlechterrollen im Vordergrund stehen, sondern die Beziehung. In der Vorstellung der User ist die ideale Freundin schön und sexy – was in Vorschlägen für Dessous und Kosmetik zum Ausdruck kommt. Der Freund wird eher als schlecht gekleidet, Computer spielend und sportlich dargestellt. Die Geschenkeberater im Internet stellen sich die beiden Partner als sehr ineinander verliebt vor. Deshalb beziehen sich fast alle Geschenküberlegungen auf gemeinsame Aktivitäten: Urlaub, Städtrip, romantisches Abendessen, Kuseln, Sex. Eine alternative Idee ist das Bedrucken von Tassen, T-Shirts, Mousepads etc. mit Fotos, wodurch die Angebotete oder der Traumprinz an den oder die andere immer erinnert werden soll. Während die Beziehung zu Vater und Mutter kaum zu lösen ist, muss die Paarbeziehung gepflegt werden, damit sie nicht einfach eines Tages wieder zerbricht. Übrigens müsste sich das Vorurteil „Frauen verstehen nichts von Technik“ eher auf Mütter beziehen, denn Freundinnen, wird der Umgang mit Technik durchaus zugetraut. Möglicher-

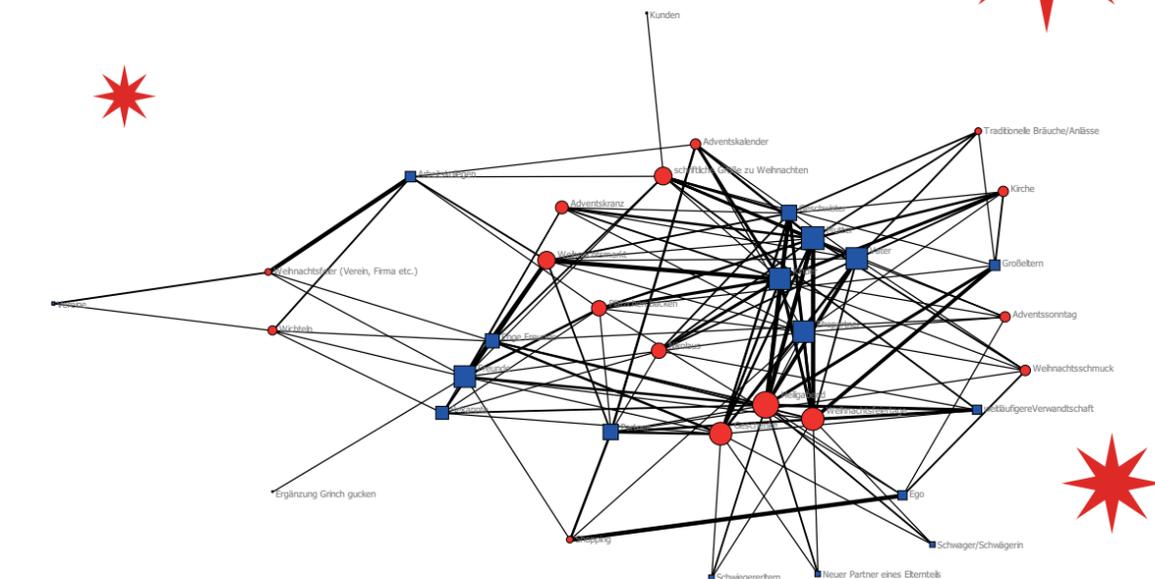
weise deutet sich hier ein verändertes Rollenbild an.

Zeit des Schenkens und des Lügens?

Jedes Jahr die hässliche Krawatte, der Krimi mit den ungeliebten Klischees oder die Marmelade, die nicht gegessen wird. Wir bekommen immer wieder schon bekannte Geschenke – gerade auch weil es schwer fällt, die Wahrheit darüber zu sagen. Wenn man ein Geschenk beanstandet, so wirkt dies wie eine Kritik am Schenkenden. Das Geschenk auszuschlagen würde die Beziehung in Frage stellen. Zum Teil erklärt sich das daraus, dass Geschenke eine doppelte Bedeutung besitzen: einerseits die Gabe als Handlung, die damit die Anerkennung des Beschenkten sowie die Beziehung zwischen den Beiden ausweist und festigt, andererseits der Inhalt, das, was nach dem Auspacken übrig bleibt. Eine Zurückweisung würde auch die Intention, die mit dem Geschenk verbunden ist, betreffen. Die Interviewten sagten, dass je nach Beziehung mehr an Wahrheit gewagt werden könne; wenn es sich um eine sehr enge Beziehung handelt, ist man eher bereit, Kritik zu üben, dann aber nicht im Moment der Bescherung. Offen ist man eher hinter dem Rücken der Schenkenden, wodurch es mit dieser Person zu einer Art von Komplott kommt, was die Beziehung zum Mitwisser festigt. Überspitzt könnte man sagen, dass fortgesetzte Unwahrheit eine Rückkehr zur Wahrheit immer mehr verhindert – und am Ende fast alle über die Unzufriedenheit Bescheid wissen, nur der Schenkende nicht. Damit es nach Möglichkeit nicht so weit kommt, gibt es vor allem für Kinder Wunschlisten, die das Danebengreifen

Weihnachten – Soziologisch gegen den Strich gebürstet

Was schenken wir unseren Lieben? Wie unehrlich sind wir an Weihnachten? Wie verändern sich Traditionen, wenn junge Familien beginnen, ihr eigenes Weihnachten zu gestalten? Mit wem kommen wir anlässlich der Feiertage in Kontakt? Diesen Fragen ist eine Lehrforschungsgruppe des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften unter Anleitung von Prof. Christian Stegbauer nachgegangen. Hierfür wurden 32 qualitative Interviews durchgeführt und 2.000 Geschenkvorschlüge aus Hilfeforen im Internet ausgewertet. Mit der Datensammlung wurde bereits im Sommer begonnen. Jetzt liegen erste Ergebnisse vor.



Das Netzwerkdiagramm zeigt die Beziehung zwischen Weihnachtsevents und ihren Teilnehmern. An den Kernelementen ist die engere Familie beteiligt. Je entfernter die Beziehung, umso weniger gemeinsame Ereignisse stehen für weihnachtliche Treffen zur Verfügung. Die Verbindung zwischen Weihnachtselementen und Teilnehmern ist umso dicker gezeichnet, je öfter diese in den Interviews genannt wurde.

fen bei Geschenken ein wenig eindämmen können.

Die Macht der Mütter

Jedes Weihnachtsfest in jeder Familie ist unterschiedlich. Das wird zur Herausforderung, wenn zwei Partner sich zum ersten Mal dazu entschließen, Weihnachten gemeinsam zu verbringen. Untersucht wurde, wie junge Paare aus den verschiedenen Weihnachtselementen, die sie aus ihren Herkunftsfamilien kennen, ein gemeinsames Weihnachtsfest entwerfen. Was gibt es zu essen? Wann gibt es Geschenke? Gehen wir zum Gottesdienst? Das Ergebnis zeigt, dass vor allem Kinder einen Umbruch im Denken über Weihnachten und die Durchführung weihnachtlicher Rituale auslösen. Interessieren sich junge Paare zunächst kaum für Weihnachten, so gewinnt das Weihnachtsfest durch Kinder wieder an Bedeutung. In dieser Situation ist es notwendig, die unterschiedlichen Rituale aus den Herkunftsfamilien zusammenzubringen. Durch gemeinsame Aushandlung entsteht eine neue, ganz eigene Tradition. Dabei spielt vor allem die Mutter eine herausragende Rolle. Sie initiiert die Gestaltung des Festes und dessen Bestandteile. Diese Beobachtung unterstützt die Vermutung, dass die Macht darüber, wie das Weihnachtsfest begangen wird, fest in Frauenhand liegt. Diese Rolle scheint trotz Emanzipation und Umdenken in Fragen der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern gerade an Weihnachten unveränderlich zu sein.

Sinnentleerte Rituale

Wie beschrieben entwickeln Familien ihre eigene Weihnachtskultur. Allerdings bleibt die Frage nach dem „Warum“ der Bräuche offen, niemand fragt mehr danach. Wer weiß schon, warum wir an den vier Adventssonntagen Kerzen anzünden? Man kann hier von einer Sinnent-

leerung der Rituale sprechen: Jeder macht's, doch kaum einer weiß warum. Dies ist allerdings unerheblich, denn die Bedeutungsladung der Rituale entscheidet nicht darüber, ob diese stattfinden. Vielmehr entscheidet die Konstellation der teilnehmenden Personen darüber, welche

feiern kennt wohl jeder. Solche unfreiwilligen Kontakte, denen man nur schwer enttrinnen kann, haben aber auch ihr Gutes. Sie versorgen einen mit neuen Informationen. Den unvermeidlichen Events zur Weihnachtszeit lässt sich so auch etwas Positives abgewinnen: als spru-



Die Autoren: Mara Kische, Denise Schmelzer, Peter Stumm, Christina Andree, Daniel Marciniak, Svenja Krümmnow, Christoph Heckwolf, Valeska Ober-Jung, Sarah Simon, Mareike Seipel, Natascha Schmidt, Daniela Knob, Alice Neblik, Shalini Tirputhee, Lukas Tron, Marc-Christian Schäfer, Christian Stegbauer

Bräuche durchgeführt werden. Sind zum Beispiel Kinder im Haus, gibt es das volle Weihnachtsprogramm, vom Besuch des Weihnachtsmarktes über die Nikolausfeier bis zum gemeinsamen Plätzchenbacken. Werden die Kleinen älter und verlassen die elterliche Obhut, geht man lockerer mit den Ritualen um.

Alle Jahre wieder – unfreiwilliges Wiedersehen

Die Untersuchung der verschiedenen Events rund um Weihnachten zeigt auf, mit wem man sich zu welchem Anlass trifft (siehe Netzwerkgraphik). Je näher sich die Personen der Kernfamilie stehen, umso mehr Weihnachtselementen nehmen diese gemeinsam teil. Weihnachtszeit steht aber auch für die unfreiwillige Pflege von Beziehungen. Anstandsbesuche und obligatorische Betriebsweihnachts-

delnde Informationsquelle zum Jahresende, die einen mit dem neuesten Klatsch und Tratsch versorgt. Die soziologische Netzwerkforschung sagt, dass uns die Menschen, mit denen wir uns nur selten treffen, mit Informationen versorgen, an die wir sonst nur sehr schwer herankommen können. Es kann gut sein, dass wir so für uns wichtige Neuigkeiten entdecken. Die Untersuchungen zeichnen ein Weihnachtsfest, welches in Traditionen erstarrt ist und insbesondere traditionelle Geschlechter- und Familienrollen eher festigt als in Frage stellt.

Lehrforschungsgruppe Prof. Stegbauer

Mehr Informationen zu dem Projekt finden Sie unter:

► <http://weihnachtssoziologie.wordpress.com>

Thomas Piketty: Die Reichen werden immer reicher

Französischer Wirtschaftsprofessor stellt sein Buch »Das Kapital im 21. Jahrhundert« an der Goethe-Universität Frankfurt vor

Thomas Piketty, Forschungsdirektor an der EHESS Paris und Wirtschaftsprofessor an der Paris School of Economics, kam am 10. Oktober anlässlich der Veröffentlichung der deutschen Ausgabe seines Buches »Das Kapital im 21. Jahrhundert« an die Goethe-Universität. Auch hier stieß Piketty auf großes Interesse bei Studierenden und Fachkollegen.

Die Ungleichheit nimmt zu

Pikettrys umfangreiche Datensammlung und -analyse hat weltweit eine Debatte über die ungleiche Verteilung von Einkommen und Vermögen angestoßen. Der französische Ökonom vertritt die These, dass im Kapitalismus die Reichen auf Dauer immer reicher und die Armen immer ärmer werden. Die Ungleichheit nimmt also zu. Belegen will Piketty diese These anhand historischer Daten, die bis ins 18. Jahrhundert zurückreichen.

Die Ergebnisse seiner Datenanalyse präsentiert Piketty seinem Publikum in Frankfurt mit einer Viel-

zahl von Grafiken. Diese zeigen, dass die Ungleichheit der Vermögensverteilung in den Jahren von 1930 bis 1975 weltweit zunächst abgenommen hat. Diese Entwicklung, erklärt Piketty, sei aber vor allem auf ungewöhnliche Ereignisse wie den zweiten Weltkrieg, die Weltwirtschafts- und Ölkrise zurückzuführen, die einen Großteil der Vermögen zerstört hatten.

Schaue man sich dagegen die Einkommensverteilung in den USA seit 1980 an, so Piketty, zeige sich eindeutig, dass die Ungleichheit in dieser Zeit stark zugenommen hat. Seit den 1980er Jahren sei die Wirtschaft in den USA zwar kräftig gewachsen, allerdings habe die Mittelschicht davon kaum profitiert. In Deutschland könne man eine ähnliche Entwicklung beobachten, erläutert Piketty. Auch hier hätten die mittleren Einkommen trotz wirtschaftlichem Aufschwung wenig zugelegt. Piketty hat außerdem festgestellt, dass das Vermögen der Superreichen jährlich durchschnittlich



Foto: Dettmar

drei Mal so schnell wächst wie das Vermögen aller anderen.

Die »Weltformel«

Doch was ist der Grund für diese Entwicklung? Piketty fasst seine Ergebnisse in einer einfachen For-

mel zusammen, die schon als die neue »Weltformel« bezeichnet wird: $r > g$. Das »r« in der Formel steht für die Rendite, die man auf sein Vermögen erhält, und das »g« für das Wirtschaftswachstum bzw. den Anstieg der Arbeitseinkommen. Laut Piketty bedeutet diese Ungleichung, dass die Menschen, die bereits über ein großes Vermögen verfügen, ihr Geld viel schneller vermehren können als die Löhne und Gehälter der weniger Vermögenden ansteigen. Die Mittelschicht mit ihren Arbeitseinkommen fällt also im Zeitverlauf immer weiter hinter den Reichen zurück und die Ungleichheit wächst. Damit konzentriert sich der Reichtum zunehmend in den Händen weniger Menschen. Genau das sei in den letzten Jahrzehnten verstärkt der Fall gewesen, so Piketty. Er hält es für wahrscheinlich, dass die Schere zwischen Arm und Reich in Zukunft noch weiter auseinandergehen wird. Um dies zu verhindern, fordert er eine hö-

here Besteuerung von Vermögen mit Spitzensteuersätzen von bis zu 80 Prozent.

Trotz seines internationalen Erfolges präsentiert sich Piketty in Frankfurt bescheiden und betont immer wieder, dass die von ihm zusammengestellten Daten durchaus nicht fehlerfrei und lückenlos seien. Vielleicht will er damit den kritischen Stimmen zuvorkommen, die in den letzten Monaten immer wieder an der Vollständigkeit seiner Daten und den daraus resultierenden Ergebnissen gezweifelt haben. Piketty hat die in seinem Buch verwendeten Daten auf seiner Webseite öffentlich zur Verfügung gestellt und möchte die Datensätze auch in Zukunft weiter vervollständigen. Eine umfangreiche Sammlung von Daten zu Einkommen und Vermögen hält Piketty für sinnvoll, da dadurch mehr Transparenz entsteht und eine fundiertere Diskussion über Themen wie Ungleichheit und Besteuerung möglich wird. *Ina Christ*

Ein Homininen-Schädel aus dem Drucker

Virtuelle Anthropologie für die Schule

Die fossilen Funde von Knochenfragmenten unserer menschlichen Vorfahren sind selten. Früher arbeiteten Paläoanthropologen mit Abgüssen. Heute können sie dank der 3D-Scan-Technik nicht nur digitale Kopien in alle Welt verschicken, sie am Computer rekonstruieren und ergänzen, sondern auch mit 3D-Druckern reproduzieren. Inzwischen ist die Technik so erschwinglich, dass sie auch im Schulunterricht der Oberstufe eingesetzt werden kann.

Nur etwa ein Prozent der heutigen Lebewesen werden als Versteinerung überliefert. Es ist daher kein Wunder, dass die bisher gefundenen Homininen-Fossilfunde auf der Ladefläche eines Geländefahrzeugs Platz finden würden. Das macht sie äußerst wertvoll. Die Originalfunde gehören den zumeist afrikanischen Ländern, in denen sie gefunden wurden. In früheren Zeiten mussten Paläoanthropologen lange Reisen an den Fundort unternehmen oder mit Kopien arbeiten. Doch durch die Abgussmethode wurden die oft brüchigen und empfindlichen Funde geschädigt. Deshalb stellt die berührungsfreie 3D-Scan-Methode einen großen Fortschritt dar. Die Oberfläche wird dabei mithilfe eines Lasers oder »Structured Light Kameras« abgetastet, die das Objekt aus der

Ablenkung paralleler Lichtstreifen rekonstruieren. Aus den Daten werden im Rechner dreidimensionale Modelle erstellt.

Scannen mit dem Handy

»In Form von Handy- oder digitalen Fotokameras besitzt heute fast jeder schon, ohne es zu ahnen, eine funktionsfähige 3D-Scanstation in der Tasche«, sagt Prof. Paul Dierkes. Er hat die virtuelle Reproduktion von Homininen-Schädeln als eine Möglichkeit erkannt, Schülerinnen und Schülern der Oberstufe die Paläoanthropologie nahezubringen. »Damit werden die modernen Forschungsmethoden nicht nur anschaulich, sondern durch eigenes Experimentieren auch nachvollziehbar«, so Dierkes. »Die Schülerinnen und Schüler wenden eigenständig digitale Mess- und Analysewerkzeuge an und erkennen die Vorteile und Grenzen bei der Vermessung digitaler Schädel«, ergänzt Sandra Zimmermann, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Didaktik der Biowissenschaften.

Neuerdings können die digitalisierten Schädel auch mithilfe eines 3D-Druckers reproduziert werden. Dierkes experimentierte zuerst mit einem Open-Source-3D-Drucker, den er mit seinem Team selbst zusammenbaute. Es entstand eine Unterrichtseinheit für die Ober-

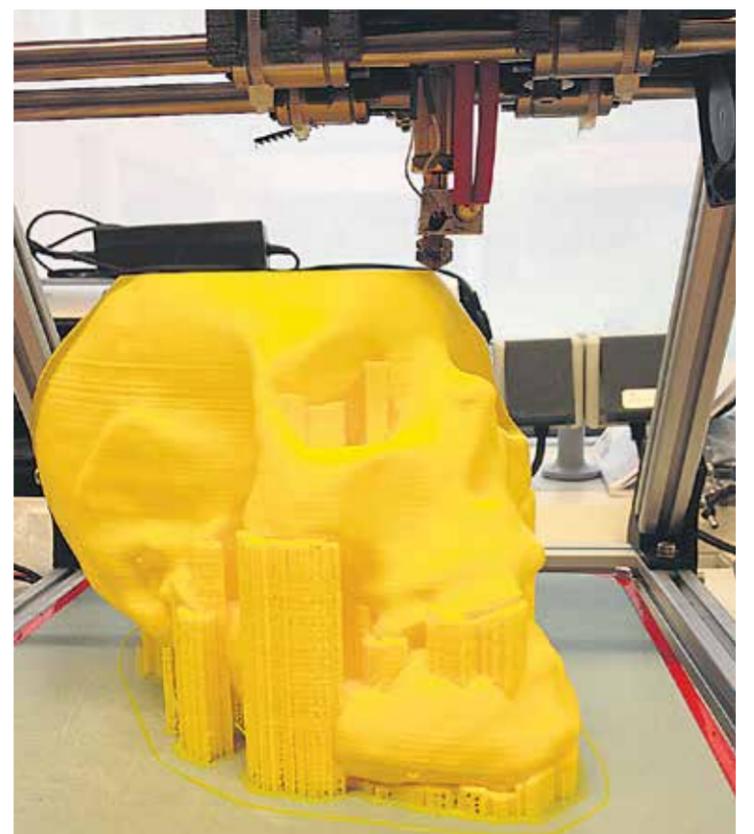
stufe, die in der Lehrerfortbildung vermittelt wird. Dank der Förderung durch die Freunde und Förderer der Goethe-Universität konnte inzwischen auch ein kommerzieller 3D-Drucker angeschafft werden, der unter anderem im Schülerlabor, dem Goethe-BioLab, eingesetzt wird. Die in Kunststoff reproduzierten Objekte dürfen maximal die Größe eines Basketballs haben. Der schichtweise Aufbau durch dünne, rasterförmig aufgetragenen Kunststoff-Fäden dauert allerdings etwa 15 Stunden – je nachdem, wie detailgetreu die Wiedergabe sein soll.

Mikroskop aus 3D-Druck

Die Möglichkeiten des 3D-Drucks faszinierten insbesondere eine Lehramtsstudentin mit der Fächerkombination Biologie und Kunst. Auf ihre Anregung hin konzipierten Sandra Zimmermann und Dr. Guido Klees einen Workshop für Lehramtsstudierende der Kunst, bei dem verschiedene 3D-Scanverfahren mit eigenen Objekten erprobt und anschließend im 3D-Druck reproduziert wurden. Im Rahmen eines weiteren interdisziplinären Seminars, welches Dierkes zusammen mit Prof. Verena Kuni (Kunst/Visuelle Kultur) und Marcus Link vom Hackerspace FFM konzipierte, bauten Lehramtsstudierende der Kunst

und Biologie Do-it-Yourself-Mikroskope. Viele Bauteile des Mikroskops wurden durch 3D-Druck hergestellt und die Optik stammt aus einer Web-Cam. So lernten die Kunststudenten nicht nur, wie ein Mikroskop funktioniert, sondern auch verschiedene biologische Objekte wie den Wasserfloh näher

kennen. Damit loteten sie auch die Grenzen des Verfahrens für die künstlerische Anwendung aus. »So unterschiedlich die Intentionen des Einsatzes zwischen den Fachbereichen auch sind, das Potential dieser Technik verbindet«, zieht Dierkes das Fazit des Projekts. *Anne Hardy*



Das »Beschweigen« durchbrochen

»Im Labyrinth des Schweigens« – Spielfilm über die Vorgeschichte des Frankfurter Auschwitz-Prozesses

Die Vorgeschichte eines Strafprozesses zum Sujet eines Spielfilms zu machen ist ein gewagtes Unterfangen. Staatsanwaltschaftliche Ermittlungen werden in der Regel in mühevoller Arbeit am Schreibtisch einer Amtsstube vollbracht. Justizjuristen, genauer: die Sachbearbeiter der einzelnen Verfahren, sind nüchterne Beamte, die ihre Gefühle zu zügeln wissen. Einen dramatischen Arbeitstag mit allerhand Turbulenzen haben sie meist nicht. Im Fall des Frankfurter Auschwitz-Prozesses stellte sich die Arbeitssituation für die beiden jungen Staatsanwälte, die vom hessischen Generalstaatsanwalt Fritz Bauer (1903–1968) Mitte 1959 beauftragt worden sind, den Verbrechenskomplex Auschwitz aufzuklären, etwas anders dar. Georg Friedrich Vogel (1926–2007) und Joachim Kügler (1926–2012) waren auf ihre Tätigkeit nicht vorbereitet. Weder lagen ihnen historische Darstellungen vor, die eine Einarbeitung in den Untersuchungsgegenstand ermöglicht hätten, noch konnten sie Historiker konsultieren, die die Geschichte des Konzentrations- und Vernichtungslagers Auschwitz erforscht hatten. Vogel und Kügler leisteten intensive Archivarbeit, fuhren Mitte 1960 hinter den Eisernen Vorhang nach Polen und sichteten Dokumente, vernahmen Auschwitz-Überlebende und SS-Zeugen. Unterstützung erhielten sie von dem einstigen Auschwitz-Häftling und Generalsekretär des Internationalen Auschwitz-Komitees, Hermann Langbein (1912–1995), der nicht nur die Namen vieler Auschwitz-Täter sondern auch die Adressen von Auschwitz-Überlebenden den Staatsanwälten zur Verfügung stellen konnte.

Journalist bringt den Auschwitz-Prozess ins Rollen

Wie war es dazu gekommen, dass Fritz Bauer in Sachen Auschwitz initiativ werden konnte? In Gang brachte ein investigativer Journalist die ganze Angelegenheit. Dem Engagement von Thomas Gnielka (1928–1965) ist es zu verdanken, dass Frankfurt am Main der Ort wurde, in dem »Auschwitz vor Gericht« stand.

Gnielka besuchte einen Holocaust-Überlebenden, der in seiner Wiedergutmachungssache von dem Mitarbeiter der Frankfurter Rundschau Unterstützung brauchte. In der Wohnung des Mannes entdeckte der aufmerksame Journalist acht Blatt vergilbte, zum Teil angesengte Papiere. Die Briefköpfe von vier Schreiben lauteten »Kommandantur Konzentrationslager Auschwitz« und datieren auf das Jahr 1942. In den Schreiben werden SS-Wachposten aufgeführt, durchweg nie-

dere Dienstgrade, die KZ-Häftlinge »auf der Flucht« erschossen hatten. Gnielka kannte die Formulierung, wusste aus eigener Erfahrung, was vorgebliche Erschießungen »auf der Flucht« bedeuteten. Er war als Pennäler mit seiner Klasse von Berlin in die Nähe des Lagers Auschwitz gebracht worden, um Flakgeschütze zu bedienen.¹ Nicht nur als Flakhelfer wurden die Jugendlichen eingesetzt, sie mussten auch vorübergehend Häftlinge eines Außenkommandos bewachen. Hier hatte Gnielka mit eigenen Augen die verbrecherische Praxis der SS beobachten können, angeblich »fliehende« Häftlinge hinterrücks zu töten. Gnielka schickte die Dokumente Bauer zu und Hessens oberster Strafverfolger führte beim Bundesgerichtshof einen Beschluss herbei, durch den das Landgericht Frankfurt am Main in Sachen Auschwitz für zuständig erklärt wurde. Bauers Vorgehensweise war mit dem Leiter der Frankfurter Staatsanwaltschaft nicht abgesprochen. Prompt lehnte Oberstaatsanwalt Heinz Wolf (1908–1984) die Übernahme des Verfahrens ab, zumal in Stuttgart bereits seit März 1958 ein Verfahren gegen Auschwitz-Täter anhängig war. Wolf drang deshalb darauf, das Frankfurter Verfahren dorthin abzugeben. Gegen Bauers politischen Willen, in Frankfurt die Auschwitz-Verbrechen aufzuklären zu lassen, kam der ahndungsunwillige Behördenleiter freilich nicht an. Per Weisung ent-

schied er, von der ihm nachgeordneten Behörde die Ermittlungen führen zu lassen.

Fiktionalisierung des Geschehens

Der Spielfilm »Im Labyrinth des Schweigens« erzählt die Geschichte bis zum Tag der Eröffnung der Hauptverhandlung im Frankfurter Römer in verdichteter und deshalb auch in vereinfachter Form. Die



Generalstaatsanwalt Fritz Bauer in seinem Frankfurter Arbeitszimmer; im Film wird er gespielt vom kürzlich verstorbenen Gert Voss. fotografie: stefan moes

verschlungene Geschichte des sogenannten Vorverfahrens darzustellen, wäre keine im Kino erleb- und erfahrbare Erzählung gewesen. Neben den historischen Figuren Fritz Bauer, Thomas Gnielka und Hermann Langbein kommen folglich nur noch fiktive Personen vor. Die notwendige Fiktionalisierung dient der Spezifizierung und Dramatisierung des Geschehens. Ein Auschwitz-Überlebender zum Beispiel, der einen Auschwitz-Aufseher auf der Straße erkennt und an Gerechtigkeit im Lande der Täter längst nicht mehr glauben kann. Ein junger, unbedarfter Staatsanwalt, der sich der Sache mit Eifer annimmt und ihr zunächst keineswegs gewachsen ist. Staatsanwalt Johann Radmann, gespielt von Alexander Fehling, wird von seinen Kollegen belächelt und von seinem Vorgesetzten attackiert. Fritz Bauer (gespielt von Gert Voss), der ihn mit der Leitung der Ermittlungen betraut hat, hält ihm jedoch den Rücken frei und verleiht dem gelegentlich wankelmütigen Strafverfolger Stabilität. Bauer gibt dem Ermittler ein Prozesskonzept, das die Staatsanwaltschaft umsetzt. Ein Großprozess gegen eine Vielzahl von Angeklagten, die durch ihre in Auschwitz ausgeübten Funktionen die Struktur des Lagers möglichst vollständig abbilden. Bauer geht es um Aufklärung, um Wissensvermittlung, um Bewusstseins- und Einstellungsänderung. Die Deutschen

sollen aus den Strafprozessen gegen NS-Täter »Lehren« ziehen, sie sollen eine »Geschichtsstunde« erhalten. Bauer geht es vorrangig um Sachaufklärung, weniger um Sühne der Schuld, die die Angeklagten auf sich geladen haben.

Der Film endet mit dem Beginn der Hauptverhandlung. Von Bauer noch durch Handschlag beglückwünscht und belobigt, betreten die Anklagevertreter den Gerichtssaal, wohl wissend, dass sie Geschichte schreiben werden, jedoch auch mit dem Bewusstsein, dass die bevorstehende Beweisaufnahme 20 Jahre nach der Tat schwierig sein wird.

Der berührende, aufwühlende und spannende Film von Regisseur Giulio Ricciarelli und Drehbuchautorin Elisabeth Bartel setzt den Männern, die den Auschwitz-Prozess in Gang brachten und vorbereitet haben, ein filmisches Denkmal. An diese rechtschaffenen und couragierten Akteure im vergangenheitsvergessenen Nachkriegsdeutschland zu erinnern ist eine herausragende Leistung des Films.

Werner Renz, Fritz-Bauer-Institut

¹ »Als Kindersoldat in Auschwitz. Die Geschichte einer Klasse.« Romanfragment von Thomas Gnielka. Mit einer Dokumentation. Hrsg. von Kerstin Gnielka und Werner Renz, CEP Europäische Verlagsanstalt, Hamburg 2014.



Gedreht wurde »Im Labyrinth des Schweigens« unter anderem auch am IG-Farben-Haus: Staatsanwalt Johann Radmann (Alexander Fehling) auf dem Weg ins Archiv. Foto: © CWP Film / Universal Pictures / Heike Ulrich

Nachdenken über Volker Bohn

Raimund Fellingner über den im Sommer verstorbenen Germanisten



Foto: Suhrkamp

Ein Nekrolog für eine bestimmte Person dürfe sich gerechterweise nicht von einem Nekrolog „für alle“ unterscheiden, so befand durchaus nicht uniironisch Alfred Polgar – über dessen Prosa schrieb Volker Bohn seine 1968 an der Goethe-Universität abgeschlossene Dissertation, die immer noch den Standard der Forschung vorgibt. Um solchem Anspruch an einen Nachruf gerecht zu werden, könnte man das von Peter Handke (in *Wunschloses Unglück* – ihm hat Bohn einen erzähltheoretischen Essay gewidmet) erprobte Verfahren über Leben und Sterben seiner Mutter heranziehen, um so die zeittypischen Schemata auf eine Person anzuwenden und zu betrachten, wo wie welche Abweichungen sich ergeben.

1941 in Wiesbaden geboren, begann er 20 Jahre später mit dem Studium (Germanistik, Geschichte, Pädagogik und Philosophie) an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Der weitere absehbare, wenn auch erkämpfte Weg: ab dem Wintersemester: 1965/1966 wissenschaftliche Hilfskraft, nach der Promotion Assistent, nach Inkrafttreten des Hessischen Hochschulgesetzes 1970 C-2-Professor am Deutschen Seminar (dem späteren Institut für Sprache und Literatur II). Nicht absehbar war, dass hier einer die mit der Reform verbundenen Postulate bis in die eigenen Wurzeln verkörperte: Studieren setzte die Freiheit(en) der Studenten voraus, um das Lernen zu lernen und dadurch eigenständig zu werden, das Mittun in den Universitätsgremien hielt er für selbstverständlich, die Themen seine Seminare und Vorlesungen reichten bis zur Besprechung literarischer Neuerscheinungen, die Studienpläne sollten, ohne zum Anwendungswissen zu verkom-

men, praxisbezogen sein. Damit lädt eine (1) Person sich auf (eine unsortierte Auswahl): Dekanat des Fachbereichs 10 1973/1974, 1984/1985, 2000 bis 2006, geschäftsführender Direktor der Stiftungsgastdozentur Poetik, Buchschreiber, Herausgeber diverser Bücher, Rezensent in den verschiedensten Medien, eine sechsteilige Fernsehserie über deutsche Literatur nach 1945, Verfasser überraschender Wissenschafts-essays, Begründer und wissenschaftlicher Leiter des Fortbildungsprogramms Buch- und Medienpraxis, Ombudsmann für den Umgang mit wissenschaftlichem Fehlverhalten, nicht mitgezählt die zigfache Geschäftsführerrolle am eigenen Institut und die Prüfungen der Studenten, unter denen er als engagierter Betreuer einen Ruf besaß, der ihm phasenweise 75 Prozent aller Examina bescherte.

Solch ein Überblick führt zur Vermutung, er habe sich selbst zum Machen getrieben und sich zum Machen treiben lassen. Doch selbst in seiner sechsjährigen Dekanatszeit, die 2006 mit dem Ruhestand auslief, konnte Volker Bohn nicht verhindern, dass die Reform, die sich abzeichnete (mit Modularisierung und Bachelor), die Reform, von der sein Tun sich herleitete, ausgelöscht würde: Um ein Leuchtturm zu sein, braucht es mehr Menschen wie Volker Bohn (gestorben am 5.7.2014) – heißt über ihn nachdenken doch „für alle“ nachdenken?

Raimund Fellingner studierte Germanistik, Linguistik und Politikwissenschaft an der Goethe-Universität und war wissenschaftliche Hilfskraft bei Volker Bohn; er ist heute Cheflektor des Suhrkamp Verlags.

Fortsetzung von Seite 1, „Sind die Studierenden politikmüde?“

heute noch eine Hochschulpolitik mit Visionen und Studierende, die sich in Diskussionen einmischen – ich schätze die Zahl an der Goethe-Uni auf ungefähr 1.000, angesichts einer Gesamtstudierendenzahl von 46.000 Studierenden ganz klar eine Minderheit. Es liegt aber auch an den Reaktionen der Universitätsleitung, die bei Protesten oft verwaltungsjuristisch vorgeht, obwohl es doch um politische Fragen geht. Davon lassen sich viele Studierende abschrecken, weil sie keine Chancen für Veränderungen sehen.

Anscheinend ordnen sich auch immer weniger Studis als links oder rechts ein – wundert Sie das?
Mein Eindruck ist ein anderer: Vielleicht sagt von den 46.000 Studierenden die Hälfte: Ich weiß nicht, wo ich stehe. Es gibt immer noch recht klare Positionen und Visionen. Daher lehne ich auch die These vom „Ende der Geschichte“ und vom Siegeszug der liberalen Gesellschaft ab, die sich angeblich immer weiter entwickelt und optimiert. Die kriegerischen Auseinandersetzungen und ökonomischen Krisen der letzten Zeit sprechen nicht gerade für eine Fortschrittsgeschichte.

Wenn sich die starren Grenzen des Politischen auflösen und auch andere Bereiche des täglichen Lebens politisiert werden – ist dann der Kauf eines Joghurts auch ein politischer Akt?
Für mich ist die Wahl des richtigen Joghurts nicht politisch, das wäre

eine Verklärung. Bestimmte Kreise wollen uns vielleicht damit vorgaukeln, dass wir entscheiden können, ob wir Kinderarbeit in Indien wollen oder wie unsere Produkte hergestellt werden. Die Wahl für oder gegen ein Produkt ist nicht wirklich eine politische Entscheidung, wenn doch die ganze Gesellschaft warenförmig organisiert ist.

Welche Chancen, aber auch Gefahren bieten denn Internet und Social Media für politische Beteiligung?
Das Internet ist ein Abbild unserer Gesellschaft und daher sind die dort bedenklichen Phänomene auch anderswo zu finden. Nach wie vor sind meiner Ansicht nach Seminare und Vorlesungen die geeignetsten Orte, wo Debatten stattfinden und Fragen an die Gesellschaft formuliert werden können. Ein Negativ-Beispiel sind in Frankfurt die Wirtschaftswissenschaften: Wenn dort nur ein Modell gelehrt wird, muss man sich vielleicht auch nicht wundern, warum die Studierenden unpolitisch sind. Aufgabe der Uni wäre aber, ganz verschiedenen Denkrichtungen und -traditionen, vom Neoliberalismus über Keynes und Marx bis zur Kritischen Theorie, einen Ort zu geben.

Hier könnte man natürlich einwenden, dass die von Ihnen beklagte Einseitigkeit in der Lehre eigentlich genau den studentischen Protest auf den Plan rufen müsste.
Es gibt schon Studierende, die diese Widersprüche sehen, und es gibt welche, die wollen möglichst nach

sechs Semestern ihren Abschluss haben. Es hängt immer davon ab, ob ich die Uni als Bildungsfabrik sehe, die ich möglichst schnell durchlaufe, oder als Lebensraum, in dem ich mich einbringen und gestalten kann. Dafür würde ich auch das jetzige Präsidium kritisieren, das in den letzten sechs Jahren nichts dafür getan hat, dass sich etwas ändert.

Wie versuchen Sie denn, gerade die Erstsemester für Hochschulpolitik zu interessieren?
Ganz wichtig: den Studierenden zu erklären, dass es den AstA gibt und welche Arbeit er leistet. Wir wollen grundsätzlich eine Lobby für alle Studierenden sein, sei es im Senat oder auch im Landtag. Was wir zum Beispiel mit dem Semester-ticket erreicht haben, ist gerade wegen des Pendelns vieler Studis essentiell wichtig, ich selber nutze das Ticket jeden Tag für die Strecke Darmstadt – Frankfurt. Wir haben aber auch viele AstA-Veranstaltungsreihen; im Café KoZ in Bockenheim kann man sich ohne Konsumzwang treffen. Wir verfügen über finanzielle Mittel, um studentische Projekte zu fördern; auch über QSL-Mittel können Studis mit Dozenten eigene Seminare anbieten. Die ungefähr 30 Personen, die sich im AstA engagieren, können aber nicht die breite Basis ersetzen. Wenn die sich nicht einbringt, sich nicht wehrt, dann ist unser Spielraum begrenzt. Ein großes Problem unserer Arbeit: Durch die Bachelor-Studiengänge sind viele Studis

nur für eine begrenzte Zeit hier, weil sie nach drei Jahren schon für den Master die Uni wieder wechseln müssen.

Wie hat denn das politische Engagement bei Ihnen selber angefangen? Auch schon vor dem Studium?

Ich denke, dass ich sehr stark durch meine Familie geprägt bin: Meine Mutter war gewerkschaftlich engagiert und im Personalrat der Polizei; mein Vater war bei den Freien Wählern und hat Bürgerbegehren gemacht. Bei uns zuhause waren politische Diskussionen ganz normal. Ich bin allerdings erst politisch aktiv geworden im Studium, und da waren natürlich die Proteste gegen Studiengebühren der Auslöser. Da war mir sofort klar: Da muss man etwas dagegen tun. Als dann von Frankfurt aus ein Beitrag dazu geleistet wurde, dass die Studiengebühren bundesweit gekippt werden, hat das die Wirksamkeit des eigenen Protestes spürbar gemacht.

Wir stehen kurz vor den Gremienwahlen – was wünschen Sie sich persönlich? Wahrscheinlich eine möglichst hohe Wahlbeteiligung?
Ja, auf jeden Fall: Man sollte sich gut informieren und dann zur Wahl gehen. Diejenige Liste wählen, sei es für den Senat oder fürs Studierendenparlament, die einem am ehesten zusagt. Aber: Wenn man es wörtlich nimmt, gibt man seine Stimme ja nur „ab“ – davor warne ich! Stattdessen sei allen Studis geraten: Beteiligt Euch auch in möglichst vielen Gremien und

an politischen Initiativen, auch in kulturellen und sozialen Studiengruppen. Je mehr sich beteiligen und einbringen, umso mehr wird die Studierendenschaft auch gehört!

Die Fragen stellte Dirk Frank.

Zum Weiterlesen

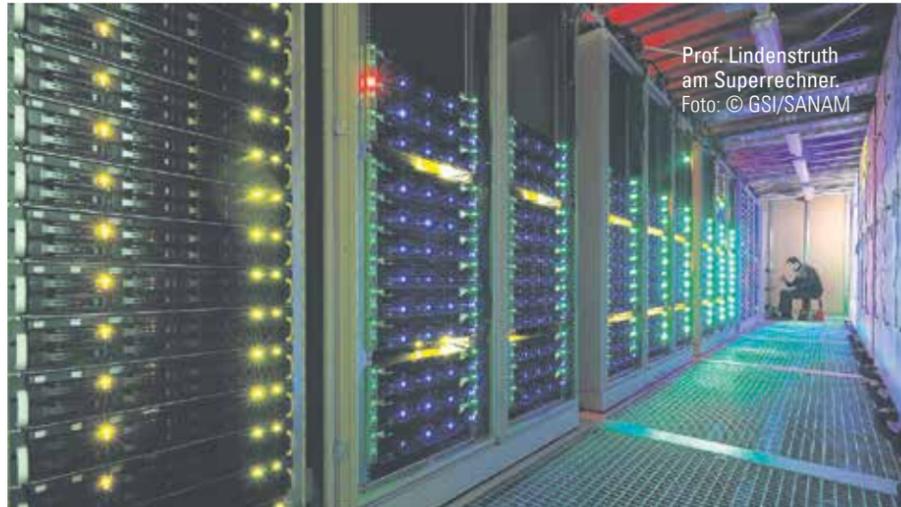
Studiensituation und studentische Orientierungen. 12. Studierenden-survey an Universitäten und Fachhochschulen
www.bmbf.de/pub/12._Studien-survey_barrierefrei.pdf

Erste universitätsweite Studierendenbefragung an der Goethe-Universität (2012)
www.uni-frankfurt.de/46821406/Gesamtbericht-FINAL.pdf

Supercomputer ist Energiespar-Weltmeister

Von Wissenschaftler der Goethe-Uni entwickelter Rechner landet auf Platz 1 der »Green500«

Der neue an der Goethe-Universität und dem FIAS konstruierte Supercomputer „L-CSC“ im Darmstädter GSI Helmholtzzentrums für Schwerionenforschung hat im weltweiten Vergleich der energiesparendsten Hochleistungscomputer den Weltmeistertitel errungen. Auf Anhieb erreichte der neue Höchstleistungsrechner Platz eins auf der am Donnerstag in New Orleans veröffentlichten Rangliste „Green500“, die weltweit die Energieeffizienz der schnellsten Supercomputer vergleicht. Mit einer Rechenleistung von 5,27 Milliarden Rechenoperationen pro Sekunde je Watt hat „L-CSC“ zugleich einen neuen Weltrekord für Energieeffizienz bei Supercomputern aufgestellt.



Prof. Lindenstruth am Superrechner.
Foto: © GSI/SANAM

Einsatz von handelsüblichen Grafikkarten

Der superschnelle und energiesparende Computer wurde von Prof. Volker Lindenstruth und seinem Team entwickelt. Lindenstruth hat an der Goethe-Universität die Professur für die Architektur von Hochleistungsrechnern inne. Finanziert wird die Professur von der Landesinitiative zur Entwicklung von wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz (LOEWE). Der Supercomputer wird am GSI Helmholtzzentrum für Schwerionenforschung in Darmstadt für Simulationen und Berechnungen in der physikalischen Grundlagenforschung eingesetzt. Er dient vor allem auch zur Vorbereitung von Experimenten am großen internationalen Beschleunigerzentrum FAIR (Facility for Antiproton and Ion Research), das gegenwärtig in Darmstadt entsteht. Er setzt vor allem eine effiziente Kühlung und handelsübliche Grafikkarten ein, um Energieverbrauch und Investitionskosten der Supercomputer zu reduzieren. „Grafikkarten sind schon seit langer Zeit verhältnismäßig rechenstarke Zusatzgeräte im Computer. Die ersten Generationen, die noch über AGP ange-

schlossen waren hatten, allerdings derart schlechte Speicheranbindungen, dass sie nicht wirklich einsetzbar waren. Wir hatten aber schon damals evaluiert, welche Vorteile sich hier ergeben könnten. Die Software wurde von Anfang an in diese Richtung hin entwickelt, da absehbar war, dass die Industrie sich in dieser Richtung entwickeln würde. Auf diese Weise konnten wir immer ziemlich schnell die neuesten Entwicklungen in diesem Sektor nutzen und unsere Software gleichzeitig weiter entwickeln“, erläutert Lindenstruth.

Wetterprognose, Finanzsektor und Crash-Simulationen

Der Entwickler des „L-CSC“, Vorstandsvorsitzender des FIAS, Leiter der IT der GSI und Professor für die Architektur von Hochleistungsrechnern an der Goethe-Universität Frankfurt sieht in dem Spitzenplatz seines Höchstleistungscomputers eine Bestätigung für die jahrelangen Bemühungen um Energieeffizienz. Das Spektrum der Einsatzbereiche von HPC-Systemen ist sehr groß: zum Beispiel bei Klima-Berechnungen des Deutschen Wetterdienstes, Crash-Simulationen in der Automobilindustrie, Drug Engineering in

der Pharma-Industrie oder Modellierungen im Finanzsektor. „Hier entstehen zwei gleichzeitige Vorteile. Auf der einen Seite sinken die Kosten im Betrieb, die erheblich sind. Zum anderen kann bei gleichen Kosten mehr Komplexität gerechnet werden. Hier ist allerdings zu berücksichtigen, dass die sehr hohe Parallelität der Grafikkarten auch genutzt werden muss, und dies bedeutet oft, dass die Algorithmen zumindest angepasst werden müssen“, so Lindenstruth.

Mit dem Weltmeistertitel für „L-CSC“ haben die Forscher des FIAS bereits den dritten Erfolg innerhalb von vier Jahren auf der weltweiten Hitliste der Öko-Supercomputer gelandet: 2010 kam der Frankfurter Supercomputer „LOEWE-CSC“ der Goethe-Universität als umweltfreundlichster Großcomputer Europas auf Rang acht, zwei Jahre später erreichte der in Frankfurt und Darmstadt entwickelte saudi-arabische Rechner „SANAM“ den zweiten Rang bei den „Green500“. Die Rangliste bewertet, wie viele Rechenoperationen pro Sekunde ein auf Geschwindigkeit getrimmter Höchstleistungsrechner mit einem Watt elektrischer Leistung erreicht.

„L-CSC“ befindet sich noch im Aufbau. Gegenwärtig sind 56 von insgesamt 160 Servern installiert. Schon damit gehört der Rechner in Darmstadt zu den schnellsten Computern der Welt. Auf der – allein an Geschwindigkeit orientierten – weltweiten Rangliste „Top500“ belegt er gegenwärtig mit 316,7 Billionen Rechenoperationen pro Sekunde – etwa dreitausend Mal schneller als ein normaler Büro-PC – Rang 168. Nach der Fertigstellung in den nächsten Wochen wird er noch drei Mal schneller rechnen. „L-CSC“ ist eine Weiterentwicklung der Supercomputer „LOEWE-CSC“ und „SANAM“, und setzt noch stärker als seine Vorgänger auf die Rechenleistung von Grafikkarten. Seinen Namen hat er in Anlehnung an den Vorgänger bekommen. „L-CSC“ rechnet jedoch deutlich schneller als der vier Jahre alte Vorgänger „LOEWE-CSC“ und erzielt mit der gleichen Menge Energie die mehr als siebenfache Rechenleistung. Erreicht wurde dies durch die Verwendung von mehr optimierten Hochgeschwindigkeits-Grafikchips und durch verbesserte, am FIAS entwickelte Software. UR

kurz notiert

10 Jahre Weiterbildungsakademie Sportmedizin



Prof. Winfried Banzer dankt seiner Mitarbeiterin Dr. Kirsten Brettmann. Foto: Hofmann

Mit einer Jubiläumsfeier hat die Goethe-Universität die Arbeit der Weiterbildungsakademie Sportmedizin gewürdigt. Nach der Begrüßung seitens Prof. Winfried Banzers, Leiter der Abteilung Sportmedizin, wiesen Universitätsvizepräsidentin Prof. Tanja Brühl und Prof. Rolf van Dick, Dekan des Fachbereichs Psychologie und Sportwissenschaften, auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Weiterbildung hin. 35 Fort- und Weiterbildungsmaßnahmen werden in den Bereichen Prävention, Rehabilitation und Gesundheitssport angeboten. Jährlich werden über 300 Teilnehmende weitergebildet; unterstützt wird die Weiterbildungsakademie von ca. 45 nebenberuflichen Lehrkräften und Referenten. UR

Masterprogramm „LL.M. Legal Theory“

Am Fachbereich Rechtswissenschaft hat zum laufenden Wintersemester das neue Masterprogramm „LL.M. Legal Theory“ begonnen. Dem Programm liegt eine mehrjährige und mit ERASMUS-LLP-Mitteln geförderte Aufbauphase zugrunde. In europaweiter Zusammenarbeit mit renommierten Partneruniversitäten bietet die Goethe-Universität damit ein englischsprachiges Programm in den juristischen Grundlagen an. Es trägt dem Umstand, dass die Goethe-Universität inzwischen international als interdisziplinär führender Standort der Reflexion auf Normativität gilt, und in der Rechtswissenschaft den Empfehlungen des Wissenschaftsrats zur Juristenausbildung vom 9. November 2012 Rechnung. Infos unter www.legaltheory.eu UR

Poetikvorlesungen im Sommersemester 2015



Der Schriftsteller Clemens Meyer übernimmt im kommenden Sommersemester die Frankfurter Poetikdozentur. In Leipzig aufgewachsen, arbeitete Meyer nach dem Abitur unter anderem als Bauarbeiter und Möbelpacker und studierte dann am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. In seinem Debütroman „Als wir träumten“ (2006) schildert er den Alltag Leipziger Vorstadtjugendlicher zur Wendezeit. Meyer wird vom 9.6.–7.7.2015 seine Vorlesungen halten. Die Abschlusslesung findet am 8.7. im Literaturhaus statt. UR

Dritter Durchgang von ProProfessur erfolgreich gestartet

Die fünf hessischen Universitäten fördern von April 2014 bis September 2015 wiederum 45 hoch qualifizierte Wissenschaftlerinnen aller Fächer, die eine Professur anstreben. Gearbeitet wird in den Programmbausteinen: One-to-one-Mentoring mit erfahrenen Professorinnen und Professoren, wissenschaftsspezifischen Intensivtrainings und strategischem Networking. Die Nachfrage war mit 84 Bewerbungen anhaltend hoch. Die Ausgangserhebung hat gezeigt, dass 29% der Mentees bereits Listenplätze in Berufungsverfahren erreicht hatten. Das Ziel, die Professur, wollen 20 Mentees in 3–4 Jahren, 14 in

5–6 Jahren und 11 in 1–2 Jahren erreicht haben. Katrin Eichler ist eine von 14 Mentees. Sie arbeitet als Oberärztin in der Radiologie und hat kürzlich ihre Habilitation abgeschlossen. Warum ist ProProfessur für sie interessant? „Es ist eine Chance für jede von uns auf dem Wege zur Professur, in einer ganz besonderen Gruppe von hoch qualifizierten Wissenschaftlerinnen zusammen mit professionellen Tutoren Fragen zu stellen, Probleme zu erörtern und Antworten zu finden. Das wollte ich mir auf keinen Fall entgehen lassen!“

Die Erziehungswissenschaftlerin Betz, die eine Juniorprofessur innehat und eine Schumpeter-

Nachwuchsgruppe leitet, betont: „Die Förderung und Unterstützung durch ProProfessur ist sehr nah an der aktuellen beruflichen Situation der Mentees ausgerichtet. Ich profitiere davon, dass ich sowohl Input über die Intensivtrainings z.B. zur Drittmittelakquise erhalte und mich mit den Mentees in einer vergleichbaren Qualifizierungsphase austauschen kann, als auch davon, dass meine Mentorin mich mit Tricks und Tipps versorgt, die für die anstehende Karrierephase relevant sind.“ Im Rückblick auf die Startphase des Projektes sagt Tanja Betz: „Überrascht hat mich, mit welcher Offenheit die Mentees aller Fachrichtungen ihre beruf-

lichen Schwierigkeiten ansprechen und wie konstruktiv das Feedback innerhalb der Gruppe ist. Außerdem freue ich mich sehr darüber, dass die Goethe-Universität Fortbildungen und ein Mentoring-Gesamtkonzept wie dieses anbietet, das es mir als junger Wissenschaftlerin ermöglicht, meine Qualifikation auch in Bereichen wie Genderkompetenz, Hochschulmanagement und Führung auszubauen und mein wissenschaftliches Profil weiter zu schärfen.“ Astrid Franzke

► www.proprofessur.de

»Die Universität läuft unter Volldampf«

Universitätspräsident Müller-Esterl mit einem Rückblick auf seine Amtszeit

UniReport: Herr Müller-Esterl, Sie stehen am Ende Ihrer Amtszeit – höchste Zeit, in Ruhe Bilanz zu ziehen. Gibt es etwas, worauf Sie besonders stolz sind in der Forschung?

Müller-Esterl: Die Goethe-Universität hat ihr Ziel erreicht, in der Forschung national und international stärker sichtbar zu werden. Wir haben mittlerweile zehn große Forschungszentren, die jährlich über zwei bis acht Millionen Euro Drittmittel verfügen und sich über alle Fachbereiche erstrecken. Das nenne ich „Spitze in der Breite“. Nimmt man noch das „Forschungskolleg-Humanwissenschaften“ und das „Frankfurt Institute for Advanced Studies“ (FIAS) hinzu, so erkenne ich ein klares Profil der Goethe-Universität, das sich aus dem Wettbewerb heraus geformt hat und moderne, gesellschaftlich relevante Forschungsgebiete umfasst.

Ihnen wurde immer nachgesagt, dass Sie sich vor allem auf die Forschung konzentrieren, tatsächlich hat es in Ihrer Amtszeit auch einen Aufbruch in der Lehre gegeben ...

Was manch einen überrascht hat... Ja, wir sind auch in der „Lehre“ deutlich vorangekommen. Wir haben mit „Starker Start ins Studium“ ein vollkommen neues Programm aufgesetzt, das mit mehr als 20 Millionen Euro von Bund und Ländern unterstützt wird; auch mit unserem Professoren-Programm, infolge dessen 40 neue Professuren geschaffen wurden, haben wir eine einmalige Initiative gestartet und rasch und unkompliziert auf die zunehmende Zahl von Studierenden reagiert. Nicht zuletzt haben wir auch etwas auf der infrastrukturellen Seite getan, mit dem Bau des Seminarhauses und des Seminarpavillons – das sind alles Eigeninitiativen der Goethe-Universität, die helfen, den ungebrochenen Zustrom von Studierenden zu bewältigen.

Baulich hat die Goethe-Universität ohnehin eine erfreuliche Entwicklung genommen.

Selbstverständlich springt die dynamische Entwicklung des Campus Westend ins Auge mit den jüngsten Maßnahmen: PA-Gebäude, PEG-Gebäude sowie der Forschungsbau für den Exzellenzcluster „Normative Ordnungen“. Aber auch die Neubauten auf dem Riedberg mit dem Biologicum, dem Forschungsbau für den Exzellenzcluster „Makromolekulare Komplexe“ und dem Otto-Stern-Zentrum – hier ist eine moderne „Science City“ entstanden, die unseren Naturwissenschaften eine optimale Ausstattung bietet. Eine sprunghafte Entwicklung macht auch der Campus Niederrad durch: Zwei neue Forschungstürme sind hier entstanden, das Zentralgebäude wurde renoviert und erweitert, Medicum und Audimax sind im Bau und vieles mehr. Erwähnt sei auch das gute Zusammenwirken mit unseren außeruniversitären Partnern: Neubauten sind entstanden für das Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte im Westend und für das Max-Planck-Institut für Hirnforschung am Riedberg; bald kommen Neubauten für das Max-Planck-Institut für Empirische Ästhetik, für das Deutsche Institut für Pädagogische Forschung (DIPF) im Westend und für das Ernst-Strüngmann-Institut in Niederrad hinzu. „Viele Partner – ein Forschungscampus“, das ist die Idee, die dahintersteckt, und die Region Frankfurt-Rhein-

Main mittlerweile zu einer der stärksten Forschungsstandorte der Republik macht.

Beim Thema Bauen hat die Goethe-Universität nicht zuletzt durch den Status als Stiftungsuniversität neue Spielräume gewonnen.

Ja, das macht mich stolz: Wir haben die Autonomie, die das Land Hessen uns großzügig mit der „Stiftungsuniversität“ gewährt hat, nicht nur als neue Rechtsform betrachtet, sondern sie vor allem auch aktiv mit Leben erfüllt.

Gerade haben wir den 9. SFB hinzugewonnen, der zehnte ist im Rollen.

Jetzt mal persönlich gefragt: Würden Sie selbst heute nochmal studieren, welches Studienfach würden Sie wählen, und vor allem: wo?

Ich habe die Chemie als ein sehr anspruchsvolles Studium erlebt, die Medizin mit großem Interesse erlernt, aber mein geheimer Wunsch war immer die Biologie. In einem zweiten Leben würde ich also Biologe werden oder – auch das könnte ich mir vorstellen – einen ärztlichen Beruf aus-



Foto: Dettmar

Die Universitäten in Deutschland stehen ja heute mehr denn je in Konkurrenz zueinander. Wo sehen Sie die Goethe-Universität im Konzert der großen Hochschulen?

Ich glaube, dass Gewicht der Goethe-Universität in der deutschen Hochschullandschaft ist größer geworden – unsere Stimme wird gehört! Wir sind bei den Rankings stets unter den Top Ten der Nation. Gerade ist das Shanghai-Ranking erschienen, in dem wir nur noch Heidelberg, die beiden Münchner Universitäten und Bonn vor uns haben. Aber auch beim Wissenschaftsrat und bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft haben wir an Gewicht gewonnen und sind dort in fast allen Gremien vertreten. Und auch bei den Sonderforschungsbereichen stehen wir besser als je zuvor da:

üben. Keine Frage, studieren würde ich an der Goethe-Universität. Ist doch klar! Ich glaube, dass unsere drei Standorte im Westend, Riedberg und Niederrad in Deutschland Vorzeigecharakter haben – insbesondere der Campus Westend wird von vielen bewundert. Aber: Es bleibt noch einiges zu tun, angefangen vom 3. Bauabschnitt und der Bibliothek im Westend über den Neubau von Chemie und Informatik/Mathematik am Riedberg bis hin nach Niederrad, wo sich gerade die größte Baustelle in Hessen befindet. Bis 2025 wird die Goethe-Universität praktisch neu errichtet sein – ein großes Privileg für uns und eine einmalige Kraftanstrengung des Landes Hessen, für die wir sehr dankbar sind.



Nach der Wahl zum Präsidenten (3.11.2008), mit Hochschulrat Rolf Breuer (l.) und Vorgänger Rudolf Steinberg. Foto: Lecher



Beim 80. Geburtstag von Jürgen Habermas (2009). Foto: Dettmar



Vorstellung des Body of Knowledge (2010): mit Stifterin Johanna Quandt und Künstler Jaume Plensa. Foto: Dettmar

Dann müssten wir nur noch einen Zauber finden, der das Wohnungsproblem der Frankfurter Studenten lösen könnte...

Hier gibt es echten Nachholbedarf in Frankfurt. Wir haben mit dem AstA, dem Studentenwerk, der Stadt und dem Land über neue Wege nachgedacht; wir haben Aufrufe gestartet, damit private Vermieter Zimmer zur Verfügung stellen; und wir haben geholfen, dass neue Studierendenheime gebaut wurden. So hat mittlerweile Niederrad zwei Wohnheime mit mehr als 330 Plätzen zu bieten – vor sechs Jahren gab es nicht eines! Auch am Riedberg und im Westend sind neue Wohnheime entstanden und werden weiter gebaut. Also Fortschritt, aber noch immer großer Bedarf.

In Ihrer Amtszeit sind die Studierendenzahlen stark gestiegen. Wie würden Sie angesichts dieses immensen Aufwuchses die Situation bewerten: Ist das Studium in Frankfurt heute noch attraktiv?

Wir haben seit 2007 50 % mehr Studierende aufgenommen, sind von 31.000 auf 46.000 Studierende angewachsen. Das ist nicht spurlos an uns vorübergegangen. Auf der einen Seite haben wir neue Studierende stets mit offenen Armen empfangen. Mein besonderer Dank gilt hier unserem Lehrpersonal, das angesichts des Ansturms Großes geleistet hat, noch dazu, um den stetig steigenden Anforderungen gerecht zu werden. Auf der anderen Seite haben uns Bund und Land mit dem Hochschulpakt 2020 zum Ausbau zusätzlicher Studienplätze unter die Arme gegriffen. Die Mittel haben es uns ermöglicht, den enormen Zuwachs einigermaßen zu bewältigen. Aber wir waren auch gut vorbereitet und haben frühzeitig eine „Task Force G8“ eingesetzt, die sehr gut gearbeitet hat. Natürlich gab es hier und da Engpässe, insbesondere zu Semesterbeginn, wo viele Seminarräume und Vorlesungssäle überfüllt waren. Was mir aber am meisten Sorgen bereitet, ist die Betreuungssituation, also die Zahl der Studierenden pro Professur: 2007 betrug sie noch 1:50, jetzt sind wir bei knapp 1:80 – keine gute Entwicklung.

Was heißt das für Forschung und Lehre?

Bei aller Bedeutung der Lehre muss immer klar bleiben, dass unsere Professorinnen und Professoren auch eine zweite Aufgabe haben: die Wissenschaft voranzubringen. Unser Kerngeschäft heißt nun einmal Forschung und forschungsgeleitete Lehre – das ist heutzutage kaum mehr unter einen Hut zu bringen. Daher glaube ich, dass sich unsere Hochschulsystem weiter ausdifferenzieren muss; dass also die Fachhochschulen eine stärkere Rolle in der grundständigen Lehre übernehmen müssen – also in der Bachelor-Ausbildung; und dass sich Universitäten stärker auf Master-Programme und Promotionen fokussieren müssen, um die Qualität zu sichern. Hier gibt es dringenden Handlungsbedarf. Ansonsten können wir dem Anspruch nicht mehr gerecht werden, Forschung auf international hohem Niveau zu betreiben.

Themenwechsel: Ihre Art des Arbeitens als Präsident. Sie haben ja beispielsweise das Stabstellenmodell eingeführt.

Was die Präsidialverwaltung angeht, so habe ich auf starke Stabstellen gesetzt, die dem Präsidium direkt zuarbeiten. Das fängt an mit der Forschungs- und Nachwuchsförderung, geht weiter über Medien und Kommunikation, Internationalisierung, Fundraising, Strategie sowie Lehre und Qualitätssicherung, bald auch EU-Strategie. Wir haben die vorhandenen Ressourcen gebündelt, neu aufgestellt und mittlerweile auch durch drittmittelfinanziertes Personal verstärkt, ohne dabei die Präsidialverwaltung unnötig aufzublähen. Und: Es ist uns

gelingen, qualifizierte Kräfte zu gewinnen, die viele Aufgaben kompetent bearbeiten und denen wir hier viel Vertrauen entgegenbringen.

Wie hat sich Ihr Blick auf die Universität im Verlauf Ihrer Amtszeit verändert?

Auf jeden Fall hat sich meine Perspektive erweitert. Ich habe zweimal alle Fachbereiche besucht, habe die Professoren regelmäßig zum Austausch beim „Präsidenten-Dinner“ eingeladen, habe die Fachbereiche bei Konferenzen getroffen, die Dekane bei Klausuren – und ich habe jeden Monat einen Jour fixe mit dem AstA gehabt. Mein Blick auf die Universität ist breiter, aber auch tiefer geworden. Ich habe das Glück gehabt, zahlreiche interessante Persönlichkeiten in der Universität, aber auch darüber hinaus in Wissenschaft, Politik und Wirtschaft kennenlernen zu dürfen, von denen ich viel gelernt habe und die meinen Blick auf die Dinge geschärft haben.

Mit Ihrer Amtszeit geht auch das Jubiläum der Goethe-Universität zu Ende. Gab es da einen herausstechenden Moment, der Ihnen in Erinnerung geblieben ist?

Der Neujahrsempfang der Stadt Frankfurt mit ihren Bürgern war für mich sehr bewegend – es waren 1.500 Menschen da! Ebenso das Konzert mit Zubin Metha und 2.200 geladenen Gästen in der Alten Oper oder der Goethe-Abend mit Klaus-Maria Brandauer. Nicht zu vergessen die Poetik-Vorlesungen von Terezia Mora und Daniel Kehlmann. Der Höhepunkt aber war der 18. Oktober mit 900 Ehrengästen in der Paulskirche und dem Bundespräsidenten, der engagiert zu unserer Universität und zum deutschen Hochschulsystem sprach. Unvergessen auch der Abend der Geburtstagsfeier auf dem Campus Westend mit einem fantastischen Feuerwerk und vielen tausend Gästen, die mit uns die „100“ gefeiert haben.

Im Jubiläumsjahr sind viele Kosten angefallen, die gegenfinanziert werden mussten. Sie sind gewissermaßen zum Chef-Fundraiser der Goethe-Universität geworden. Wie wächst man in eine solche Rolle hinein?

Learning by doing! Es ist einem nicht in die Wiege gelegt, aber ich glaube, wir – vor allem der zuständige Vizepräsident Manfred Schubert-Zsilavec und das engagierte Fundraising-Team – waren nicht ohne Erfolg: Am 18. Oktober hatten wir 71 Millionen Euro an eingeworbenen Spenden beisammen. Wir haben keinerlei Landesmittel für die Feierlichkeiten verwendet. Hier ist also klar der Anspruch einer Stiftungsuniversität eingelöst worden. Das sollte uns Mut machen für die Zukunft: voranzuschreiten auf dem langen Weg bis hin zu dem Status, den Universitäten wie Harvard bereits erreicht haben, nämlich der Finanzierung der Grundmittel aus den Zinserlösen des Stiftungsstocks. Hier liegt noch ein weiter Weg vor uns. Das Ziel werden wir auch in den nächsten 20 Jahren nicht erreichen, aber: Die Tür steht offen, die Richtung ist vorgegeben und die ersten Schritte wurden erfolgreich getan.

Zu Anfang Ihrer Amtsperiode haben Sie sich gewünscht, dass Stadt und Universität enger zusammenrücken werden. Wo stehen wir heute?

Das Jubiläumsjahr steht beispielhaft dafür, dass die Rückkehr zu einer Universität geglückt ist, die von der Stadt und ihren Bürgern getragen wird. Aber wir haben dafür auch viel getan – mit den Vortragsreihen der „Bürgeruniversität“, der Kinderuniversität, der Universität des 3. Lebensalters oder auch mit

unserer „Außenstation“, dem Forschungskolleg Humanwissenschaften in Bad Homburg. Gerade im Jubiläumsjahr haben uns Stadt und Region herzlich empfangen. Das grenzt an ein Wunder, wenn man bedenkt, was für Gräben zwischen Universität und Stadt in den 60er und 70er Jahren bestanden, zwischen einer revoltierenden Studentenschaft einerseits und einer verschreckten Bürgerschaft andererseits. In den vergangenen Jahren ist viel geschehen, um diese Spaltung zu überwinden, und wir danken allen Persönlichkeiten und politischen Kräften, die dazu beigetragen haben.

Sie sprachen gerade schon an, dass Frankfurt eine kritische Tradition hat, die sich auch in der Studierendenschaft bemerkbar macht. Wie würden Sie Ihr Verhältnis zu den Studierenden und speziell zum AstA in Ihrer Amtszeit charakterisieren?

Es war ein konstruktiv-kritisches Verhältnis. Ich kann gewiss nicht behaupten, dass wir immer einer Meinung waren oder dass ich mich mit allem identifizieren konnte, was von studentischer Seite und dem AstA vorgeschlagen wurde. Aber es war ein Spannungsverhältnis, mit dem man leben kann; nämlich, wenn wechselseitiger Respekt gegeben ist – und das war in den allermeisten Situationen der Fall. Ich erwarte nicht, dass eine Studierendenschaft alles abnickt, was ein Präsidium beschließt. Das wäre zu wenig. Lieber eine kritische Studierendenschaft als eine, die ohne Hinterfragen alles hinnimmt.

Zu Beginn Ihrer Amtszeit sagten Sie, Sie hätten gespürt, welches Maß an Verantwortung Sie sich auf Ihre Schultern geladen hätten. Mit welchem Gefühl blicken Sie dem Moment entgegen, an dem Sie diese Last abgeben können?

Mit Erleichterung! Als Präsident ist man immer im Fokus und letztlich immer für alles verantwortlich. Das ist eine Bürde, die nicht leicht zu tragen ist. Aber ich habe diese Verantwortung ja auch wahrnehmen wollen. Daher muss man auch den richtigen Zeitpunkt zum Aufhören finden. Summa summarum bin ich zufrieden mit dem Erreichten. Natürlich hätte es hier und da auch ein wenig mehr sein können. Aber man sollte auch nicht unmäßig sein. Es ist ein schmaler Grat zwischen zu viel wollen und zu wenig riskieren. Die Universität läuft jedenfalls unter Volldampf, sie hat Luft unter den Flügeln und beste Aussichten, in den kommenden Jahren weiterzukommen.

Was Ihre eigene persönliche Zukunft angeht: Haben Sie Pläne für die Zeit ab dem 1. Januar 2015?

Ich bin ein bekennender Anhänger der „Toskana-Fraktion“ und werde zu Beginn des Jahres erst einmal dorthin fahren. Danach kehre ich an meinen „alten“ Fachbereich – die Medizin – zurück und widme mich dort endlich wieder einmal der Lehre, daran habe ich immer viel Freude gehabt.

... also kein Ruhestand?

Aufgrund des hohen Tempos, das man als Präsident jahrelang fährt, ist es nicht zu empfehlen, direkt auf null zurückzufahren, ansonsten droht ein Entlastungssyndrom. Das muss ja nicht sein...

Gibt es denn etwas, das Sie Ihrer Nachfolgerin mit auf den Weg geben möchten?

Ich wünsche ihr eine glückliche Hand bei dieser großartigen Aufgabe. Selbstverständlich Begeisterung und Freude für das, was sie tut. Möge sie die Goethe-Universität zu neuen Ufern führen.

Die Fragen stellten Imke Folkerts und Dirk Frank.



Beim ZEIT CAMPUS TALK (2011), mit Giovanni di Lorenzo (Mitte) und Günther Jauch (r.). Foto: Lecher



Relaxen auf dem Sommerfest (2014). Foto: Kaltenborn



Bei der Rede zum Festakt in der Paulskirche (18.10.2014). Foto: Dettmar

Der ›ganze Mensch‹ und die Geschichtsschreibung

Bertram Schefold über die Kantorowicz-Biographie von Janus Gudian

Es war eine Politik des Kurators Riezler, der jungen Frankfurter Universität nach dem Ersten Weltkrieg Profil zu verleihen, indem er Vertreter in der Weimarer Zeit einflussreicher Strömungen berief, so marxistische Intellektuelle, die nicht an die kommunistische oder die sozialdemokratische Partei gebunden waren, und, dazu einen Gegensatz bildend, Anhänger Stefan Georges. Unter den Letzteren ragt der Historiker Ernst Kantorowicz (1895–1963) aus mehreren Gründen hervor. Er war selbst ein naher Freund des Dichters. Sein großes Werk über den Staufischen Kaiser Friedrich II. war nach Inspiration durch George und mit dessen praktischer Hilfe 1927 erschienen und ein sensationeller Erfolg geworden – ein Buch, das leider auch führende Nationalsozialisten faszinierte, was Kantorowicz ein Leben lang peinlich bleiben sollte. Er wurde 1930 Honorarprofessor und 1932 Ordinarius für mittelalterliche Geschichte an unserer Universität. In einer berühmten Vorlesung verteidigte er die geistige Tradition Deutschlands gegen ihre nationalsozialistische Vereinnahmung, als man ihn wegen seiner jüdischen Herkunft vertrieb. Es gelang ihm, im amerikanischen Exil eine zweite glänzende Karriere als Mediävist aufzubauen. Noch einmal

leistete er politischen Widerstand, diesmal gegen den McCarthyismus, und ging von Berkeley nach Princeton.

»Origineller Sonderling«

Janus Gudian hat für die Reihe *Gründer, Gönner und Gelehrte* eine Biographie geschrieben, die aufgrund seiner verstehende Einfühlung mit moderner Distanz verbindenden Lektüre der Texte und seiner viele Einzelheiten zutage fördernden Archivarbeit eine klare Vorstellung von der wissenschaftlichen Leistung und ein sehr anschauliches, ja unterhaltendes Bild des Menschen Kantorowicz entwirft. Obwohl ein origineller Sonderling, wusste er sich sicher und souverän auf den verschiedensten gesellschaftlichen Ebenen zu bewegen: als Soldat und im Bürgerkrieg, als Student in Heidelberg und im Kreis der Dichterfreunde, im deutschen und im amerikanischen akademischen Milieu. Er war mutig, aber auch ein Genießer, wie mir das auch vor einem halben Jahrhundert von einigen seiner Freunde wie Edgar Salin erzählt wurde, der Kantorowicz zum Wiederabdruck des *Friedrich II.* gedrängt hatte.

Einfluss Georges

Es wird sehr plausibel erklärt, wie seine deutsch-jüdisch-polnische

Herkunft in Posen Kantorowicz's Charakter prägte, wie er über die akademische Ausbildung hinaus eine zweite Erziehung in Heidelberg im Kreis um Gundolf erfuhr, und sehr bemüht sich Gudian, Georges Einfluss auf das Geschichtsbild Kantorowicz's genauer zu bestimmen, wobei man freilich von der Dichtung, den Wurzeln der Gedanken im *Siebenten Ring* Georges und dem Bestreben Kantorowicz's, im *Friedrich II.* auf Georges *Dante* vorzubereiten, weniger erfährt als aus Gudians Auswertung der Briefe, wo ihm wirkliche Entdeckungen gelungen sind: So in einem Brief an George, in dem Kantorowicz den erstaunlichen, aber nicht ausgeführten Plan entwirft, den Wirren der Zeit um 1932 durch ein Buch über das Interregnum einen Spiegel vorzuhalten. Gudian taucht in die Komplikationen unserer Universitätsgeschichte ein, wenn es um die Berufung des nicht habilitierten, als Historiker nicht zunftmäßig ausgebildeten Kantorowicz geht und schon kurz danach um die Vertreibung des Ordinarius. Dem Anlass der Biographie entsprechend knapper, aber wohl gelungen fand ich das letzte Kapitel über den nach Amerika verschlagenen George-Freund. Er habe sich stark gewandelt und der Moderne zugewandt, was Andere

(Manfred Riedel) etwas anders deuten, doch lassen sich so komplexe Persönlichkeiten und Schicksale nie eindeutig verorten.

Ein Postscriptum: Am Schluss des Bandes ist die schöne Büste Kantorowicz's abgebildet, deren erste Fassung der Basler Bildhauer Alexander Zschokke (1894–1981) um 1926 in der Zeit geschaffen haben muss, als im Kreis und in Gegenwart Georges aus dem noch ungedruckten Manuskript des *Friedrich II.* gelesen wurde. Diese Büste hat die Goethe-Universität 1963 auf Empfehlung Harald Kellers gekauft. In einem Beitrag von Michaela Filla für das Universitätsarchiv wurde die „Zuschreibung der Bronze (...) bezweifelt“, weil in den Erinnerungen Thormaehlens (auch eines George-Freundes) berichtet wird, wie der Berner Bildhauer Max Fueter (1898–1983) im Zusammenhang mit jenen Lesungen einen Kopf Kantorowicz's modelliert habe. Einen solchen Verdacht zu äußern, ohne weiter nachzuforschen, ist ein starkes Stück, denn es wird damit unterstellt, es habe einer der bekanntesten Schweizer Künstler seiner Generation das Werk eines anderen als sein eigenes verkauft, also betrogen. Da meine Familie mit Zschokke bekannt, ja befreundet war, bin ich der Sache nachge-

gangen; das Rätsel zu lösen war nicht schwierig. Der Herausgeber Walther Greischel bemerkt im Buch selbst, dass es auf einem Erinnerungsmanuskript beruht und gerade das fragliche Kapitel hätte bearbeitet werden müssen. Wenn Thormaehlen länger gelebt hätte, würde er als Kunsthistoriker zweifellos die Lösung ergänzt haben: Zschokke und Fueter haben, vermutlich bei den Lesungen, je ein Porträt Kantorowicz's modelliert. Der Frankfurter Kopf Zschokkes wird im Katalog seiner Werke von Claire Rössiger nachgewiesen, derjenige Fueters in *Max Fueter: 80 Bildtafeln*, herausgegeben von Wilhelm Stein, Bern 1960, Seite 15 und Tafel 53. Fueters Darstellung wirkt verhaltener und klassizistischer, Zschokkes Kantorowicz lässt die Spannung zwischen innerer Schau und Lebensdrang des Porträtierten ahnen. *Bertram Schefold*

Janus Gudian: Ernst Kantorowicz. Der „ganze Mensch“ und die Geschichtsschreibung. Gründer, Gönner und Gelehrte. Biographienreihe der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Societäts-Verlag 2014.

ANZEIGE

CareerCenter

der Goethe-Universität Frankfurt am Main

- Studentenjobs
- Einstiegspositionen
- Zusatzqualifikationen
- Workshops und Beratung
- Praktika und Minijobs

www.careercenter-jobs.de

Besuchen Sie uns in unserem Beratungsbüro im Hörsaalzentrum auf dem Campus Westend!

Jetzt **downloaden!**

Den aktuellen KarrierePlaner finden Sie unter:
www.derkarriereplaner.de

CareerCenter
der Johann Wolfgang Goethe-Universität
Frankfurt am Main

Grüneburgplatz 1 (Hörsaalzentrum)
60323 Frankfurt/Main

Telefon 069/798-34556
Telefax 069/798-34552

cc@uni-frankfurt.campuservice.de
www.careercenter-jobs.de



Das Career Center sucht im Kundenauftrag:

Studentische Unterstützung im Bereich Einkauf eines Private-Equity-Unternehmens (w/m)

Bewerbung bitte per E-Mail mit Stichwort „Studentische Unterstützung Einkauf eines Private-Equity-Unternehmens (w/m)“ an cc@uni-frankfurt.campuservice.de

Das Career Center sucht im Kundenauftrag:

Werkstudent (w/m) für den Vertrieb eines Unternehmens in der Telekommunikationsbranche

Bewerbung bitte per E-Mail mit Stichwort „Werkstudent (w/m) Vertrieb – Neukundenakquise“ an cc@uni-frankfurt.campuservice.de

Das Career Center sucht im Kundenauftrag:

Werkstudent / Praktikant (w/m) für den Bereich Kreditsicherungs- und Kreditvertragsrecht einer Bank

Bewerbung bitte per E-Mail mit Stichwort „Werkstudent/Praktikant (w/m) Kreditsicherungsrecht“ an cc@uni-frankfurt.campuservice.de

Das Career Center sucht im Kundenauftrag:

Absolvent (w/m) eines wirtschaftsnahen Studiums bzw. der Informatik oder Abschluss im Engineering

Bewerbung bitte per E-Mail mit Stichwort „Junior IT Berater (w/m)“ an cc@uni-frankfurt.campuservice.de

Weitere Infos im Stellenportal unter:
www.careercenter-jobs.de

CareerCenter
der Goethe-Universität Frankfurt am Main

Komplexe Atmosphäre

Forschung zu Wolkenbildung und Schwerewellen am Institut für Atmosphäre und Umwelt

Wasser, Schwefelsäure, und damit hat sich's – davon gingen Atmosphärenforscher früher aus. Aber der Kreis der Verdächtigen hat sich deutlich erweitert: „Vor ein paar Jahren dachte man, Wolken entstehen in der Atmosphäre, wenn Wassermoleküle auf Partikel aus Sulfat treffen und zu Flüssigkeit kondensieren, und dass ein großer Teil dieser Sulfatpartikel sich in der Atmosphäre neu gebildet hat, indem Schwefelsäure und Wassermoleküle sich zusammenlagern. Heute wissen wir, dass das Szenario viel komplexer ist“, sagt Joachim Curtius, Professor für experimentelle Atmosphärenforschung an der Goethe-Universität. Er zählt auf: „In der Atmosphäre wurden auch Molekülanhäufungen, so genannte Cluster, aus verschiedenen organischen Substanzen als Kondensationskeime nachgewiesen.“ Wissenschaftler aus seiner Arbeitsgruppe haben zusammen mit einem internationalen Forscherteam jetzt in einem Laborexperiment nachgewiesen, dass das Clusterwachstum entscheidend erleichtert wird, wenn nicht nur Schwefelsäure-, sondern zugleich Dimethylamin (DMA)-Moleküle in die Cluster eingebaut werden.

»Superklebstoff« für die Atmosphäre

In einem Beitrag für die amerikanische Fachzeitschrift „Proceedings of the National Academy of Sciences“ berichten die Wissenschaftler um Curtius zunächst, wie sie ein bewährtes Messverfahren in einem wesentlichen Punkt weiterentwickelt haben: Dieses Messverfahren, ein spezielles Massenspektrometer, eignet sich nämlich für den Nachweis elektrisch geladener Teilchen. Im unteren Teil der Atmosphäre, wo Wolken entstehen, kommt es aber vor allem auf neutrale (ungeladene) Cluster an. Der Trick von Curtius und seinen Mitarbeitern bestand darin, dass sie diese neutralen Cluster mit Hilfe einer eigens dafür entwickelten Ionenquelle in geladene Teilchen umwandeln; anschließend konnten sie Größe und Zusammensetzung der ursprünglich neutralen Cluster bestimmen.

Mit dem neuen Messverfahren konnten die Forscher das Clusterwachstum direkt beobachten – und sie stellten fest, dass das Wachstum in Anwesenheit von DMA extrem begünstigt ist: Während Cluster, die nur aus Schwefelsäure bestehen, erst von einer bestimmten Mindestgröße an stabil sind, bestand diese Barriere nicht, wenn zusätzlich DMA-Moleküle in die Cluster eingebaut wurden.

„Das bedeutet: Wenn DMA beteiligt ist, bleibt jedes weitere Schwefelsäure-Molekül, das mit dem Cluster zusammenstößt, daran kleben und vergrößert das

Cluster“, erläutert Curtius. „Wir haben unser Experiment am CERN in Genf gemacht, und zwar unter Bedingungen, wie sie tatsächlich in der Atmosphäre herrschen. Das heißt vor allem: Die Konzentrationen an Schwefelsäure und DMA waren extrem gering. Nur eines von tausend Milliarden Teilchen war ein DMA- oder Schwefelsäuremolekül, da ist es entscheidend, dass die Moleküle aneinander kleben bleiben und nicht wieder auseinanderfliegen, wenn sie sich schon mal treffen.“

DMA entsteht in der Landwirtschaft, gasförmige Schwefelsäure entsteht aus Schwefeldioxid, das beispielsweise bei der Verbrennung fossiler Materialien gebildet wird. Ihr Zusammenwirken wurde zwar unter atmosphärischen Bedingungen, aber eben doch nur im Laborexperiment am Boden nachgewiesen. Allerdings könnte das Forschungsflugzeug HALO (High Altitude and Long Range Research Aircraft) dazu beitragen, dass aufgeklärt wird, welche Vorgänge tatsächlich bei der Partikelneubildung in der Atmosphäre ablaufen. HALO wird vom Deutschen Zentrum für Luft- und Raumfahrt (DLR) betrieben, verschiedene Forschungsinstitutionen nutzen es gemeinsam, und Curtius koordiniert zusammen mit Forschern aus Leipzig und Dresden das HALO-Forschungsprogramm der DFG.

Die jüngste HALO-Messkampagne führte ins brasilianische Amazonasgebiet, wo die Entstehung und Entwicklung tropischer Gewitterwolken untersucht wurde. „Zur Partikelneubildung sind aktuell keine HALO-Messungen geplant“, schränkt Curtius ein, „aber wir würden uns einen großen Erkenntnisgewinn davon erhoffen, wenn wir sie eines Tages durchführen könnten. Wir vermuten, dass auch in der freien Troposphäre, also in einer Höhe oberhalb von zwei Kilometern, Cluster entstehen und neue Partikel gebildet werden, allerdings dort eher aus Schwefelsäure, Ammoniak und Wasser, da das DMA nur nahe an den Quellen am Boden vorkommt. In jedem Fall interessiert uns, inwieweit die Partikelkonzentrationen in der Atmosphäre durch die Neubildung beeinflusst werden. Das kann großen Einfluss auf die Struktur und das Reflexionsverhalten von Wolken haben und wirkt sich somit auf unser Klima aus.“

DFG-Forscherguppe zu Schwerewellen

2016 wird HALO im Auftrag des DLR abheben und dabei auch Messungen zu so genannten Schwerewellen ausführen. Mit diesen Schwerewellen wird sich eine Forschergruppe unter Federführung der Goethe-Universität befassen, die von der DFG kürzlich ein-



Das „CLOUD-Experiment“ in der Kernforschungseinrichtung CERN (Oktober 2013). Foto: © CERN

gerichtet wurde. Daran beteiligt sind noch zehn weitere deutsche Institutionen, so etwa die Universität Mainz, das Max-Planck-Institut für Meteorologie in Hamburg, das DLR bei München und der Deutsche Wetterdienst (DWD) in Offenbach. In den nächsten drei Jahren planen die Wissenschaftler Laborexperimente und Messkampagnen; außerdem sollen Theorien entwickelt und Computersimulationen berechnet werden. Sprecher der neuen DFG-Forscherguppe ist Ulrich Achatz, Professor für theoretische Atmosphärenforschung an der Goethe-Universität.

Er erläutert: „Schwerewellen entstehen aus dem Wechselspiel von Schwerkraft und Druckgradientenkraft: Weiter unten, also näher an der Erdoberfläche, ist der Luftdruck größer. Das treibt die Luftpakete nach oben, und die Luft kühlt sich ab. Hat ein Luftpaket eine Höhe erreicht, in der es dichter und schwerer als seine Umgebung ist, wird es durch die Schwerkraft wieder nach unten gezogen, und die Luft erwärmt sich wieder.“ Auf diese Weise bestünden Schwerewellen abwechselnd aus Bereichen absinkender und aufsteigender Luft, charakterisiert durch periodische Veränderungen von Windgeschwindigkeit, Druck, Dichte und Temperatur.

Nordwind in Frankfurt

Achatz nennt ein Beispiel, das Frankfurtern vertraut sein dürfte: „Wenn der Wind in Frankfurt aus Norden kommt, streichen die Luftmassen über den Taunus hinweg. Dabei entstehen Schwerewellen, und wenn die Luft in diesen Schwerewellen aufsteigt und ab-

sinkt, ist das an den Wolkenbändern sichtbar, die dann beispielsweise über Niederursel oder dem Riedberg auftauchen.“

Schwerewellen entstehen aber nicht nur, wenn Luftmassen Gebirge überströmen, sondern auch in Gewittern, weil diese stets mit einem vertikalen Lufttransport verbunden sind – das ist beispielsweise erkennbar an den charakteristischen, amboßförmigen „Cumulonimbuswolken“, die sich oft kilometerhoch auftürmen, wenn ein Gewitter ‚in der Luft liegt‘. Schließlich werden Schwerewellen von den Hoch- und Tiefdruckgebieten abgestrahlt. Achatz erklärt dazu: „Schon von der Wetterkarte her kennen wir die Tatsache, dass sich Luft um die Hoch- und Tiefdruckgebiete herum bewegt, entlang den Linien konstanten Drucks. Einerseits werden nämlich die Luftmoleküle vom hohen zum niedrigen Luftdruck getrieben, und andererseits wird diese Bewegung durch die Erdrotation beeinflusst. Den daraus resultierenden Zustand, in dem sich die Luft entlang der Isobaren bewegt, strebt die Natur mit Macht an. Wenn das äußerst komplexe System der Atmosphäre dieses Gleichgewicht verlässt, etwa durch ‚Überschießen‘ der eigenen Dynamik, dann versucht sie, diesen Zustand wieder herzustellen, indem Schwerewellen abgestrahlt werden.“

Viele der Ursachen für Schwerewellen sind erst unzureichend verstanden – ihre Auswirkungen auf Wetter und Klima aber noch weniger. Ein Hauptproblem: Die Datenpunkte, an denen beispielsweise der DWD mit seinen Modellen die konkreten Vorhersagewerte be-

rechnet, liegen so weit auseinander, dass sich in einer Schwerewelle die vertikale Luftbewegung zwischen den Punkten mehrmals umkehrt. Das heißt, dass Wettermodelle diesen Wechsel zwischen Aufsteigen und Absinken ignorieren, obwohl sein Einfluss auf das Wetter in Wirklichkeit dramatisch sein kann. Und manchmal geht es nicht nur darum, in den nächsten Tagen das Wetter beispielsweise im Rhein-Main-Gebiet vorherzusagen, sondern es werden größere Gebiete betrachtet, oder es geht um Klimamodelle, die die Entwicklung im Laufe der Jahrzehnte, Jahrhunderte beschreiben – dann liegen die Datenpunkte noch wesentlich weiter auseinander.

Achatz' Ziel ist es also, im Rahmen der neuen DFG-Forscherguppe einen Baustein für Wetter- und Klimamodelle zu entwickeln, eine sogenannte Parametrisierung, die den Benutzern eines Modells angibt, wie sich die Schwerewellen auf Wetter und Klima auswirken, obwohl sie sich auf so kleinen Gebieten abspielen, dass sie für das Modell nicht „sichtbar“ sind. Außerdem streben die Atmosphärenforscher der Goethe-Universität an, die Zusammenarbeit mit dem DWD weiter zu vertiefen und verstärkt die Meteorologie der unteren bis zwei Kilometer, der „atmosphärischen Grenzschicht“, zu erforschen. Auch davon erhoffen sie eine bessere Modellierung von Wetter und Klima. *Stefanie Hense*

kurz notiert

Vom Auditoriumsgebäude zum Campus Bockenheim – Eine Baugeschichte



Im Rahmen der Jubiläumsfeiern lenkte eine Gruppe von Kunstgeschichtsstudenten den Blick zurück in die Architekturgeschichte des Campus Bockenheim. Gefördert vom Förderfond Lehre erarbeitete sie unter der Leitung von H. Barr, B. Güdelhöfer, B. Marten und B. Rudhof über zwei Semester hinweg das Ausstellungskonzept. Installationen, Lagepläne, Bauzeichnungen in Grund- und Aufriss sowie historische Aufnahmen ließen die Geschichte der einzelnen Gebäude aufleben. So wurden sowohl die im Laufe der Jahre vorgenommenen Veränderungen als auch die Bezüge zur aktuellen Bebauung verständlich. Zu sehen waren auch kleine, verschollen geglaubte Architekturmodelle mit der Bebauung Ferdinand Kramers. Zur Ausstellung ist ein kleiner Katalog erschienen. Die Installation im ehemaligen SSC ist weiterhin zu sehen.

Viola Hildebrand-Schat

Fotoband zum AfE-Turm



Nach der gleichnamigen Ausstellung im letzten Jahr in der Bildstelle des Kunstgeschichtlichen Instituts ist nun die zugehörige Publikation erschienen. Auf 115 Seiten findet man zahlreiche großformatige Farbfotografien sowie Interviews mit Menschen, die im Turm gearbeitet, gelernt und gelehrt haben. Der AfE-Turm, ein wichtiges Zeugnis für die Architekturgeschichte der Stadt und der Geschichte der Frankfurter Universität, darf auch nach der Sprengung nicht vergessen werden. „Der AfE-Turm. Fotografien von Christian Engels und Per Schorn“. 115 S., zahlr. Illustrationen, schwarzer Leineneinband mit Prägung. 34,90 Euro (Sonderpreis für Studierende), 39,90 Euro (Normalpreis). Erhältlich in der Bildstelle des Kunstgeschichtlichen Instituts, Campus Bockenheim, Senckenberganlage 31, 60325 Frankfurt. Kontakt: reichert@kunst.uni-frankfurt.de Doris Reichert

OLAT: Pimp my course/Autorentage



In den ersten beiden Septemberwochen fand erstmalig vom Kompetenzzentrum Lernsysteme angeboten die Aktion „Pimp my Course“ statt. Über einen

OLAT-Kurs konnten sich die Dozenten einen zweistündigen Termin buchen, währenddessen die OLAT-Autoren von einem der OLAT-Administratoren im eigenen Büro besucht wurden. Das Angebot wurde gut angenommen, so dass in den nächsten Semesterferien erneut diese Aktion stattfinden soll. Auf positive Resonanz stießen auch wieder die OLAT-Autorentage, die im Juli stattfanden. Am ersten Tag gab es neben einer ausführlichen Aussprache unter den Nutzern und Nutzerinnen und Tipps und Tricks bei der Kurserstellung und -gestaltung vor allem zwei zentrale Themen: Urheberrecht in Online-Kursen und zukünftigen Entwicklungen der Lernplattform. Am zweiten Tag gab es parallele Workshops zu den Themen ePortfolio sowie Blog und Wiki. Auch im kommenden Sommersemester werden die OLAT-Autorentage wieder angeboten. Ruth Kurschat

Ausstellung Via Finlandia wandert nach Berlin



Schritt für Schritt die finnische Geschichte wahrhaftig erleben: Ein solches Erlebnis bietet die Ausstellung „Via Finlandia“ anhand imposanter Zeittafeln von einer Gesamtlänge von über 40 Metern. Ausgehend von der schwedischen Zeit Finnlands wird die Geschichte des Landes bis in die Gegenwart erzählt im Wechselspiel zur literarischen Entwicklung – aber auch währungs-, religions- und rechtsgeschichtlich relevante Ereignisse sind berücksichtigt wie auch Kunst, Film, Design und Sport. Die Ausstellung ist ein Ergebnis engagierter Studierender des interdisziplinären und praxisorientierten Projekts „Nordic Images and Perspectives“ (Noriper; Projektleitung: Helena Lissa Wiessner) am Wilhelm Merton-Zentrum. Aufgrund der großen Resonanz in der Frankfurter Zentralbibliothek wird die Ausstellung nun weiter wandern, u. a. in die Hauptstadt Berlin und schließlich nach Finnland. Weitere Informationen: <https://de-de.facebook.com/noriper> UR

UniReport zu Gremienwahlen



Zu den anstehenden Gremienwahlen an der Goethe-Universität erscheint wieder ein Wahl Spezial. Die Ausgabe des UniReport bietet einen Überblick über wichtige Termine, über Programme für die Senats- und StuPa-Wahlen oder Listen mit den Kandidatinnen und Kandidaten für Senats-, StuPa- und Fachbereichsratswahlen. Das UniReport Wahl Spezial erscheint in der Woche vor den Weihnachtsferien. UR



Foto: Dettmar

Goethe, Deine Forscher Bekim Agai, Islamwissenschaftler

Vier Jahre – verglichen mit den einhundert Jahren, während der an der Goethe-Universität geforscht und gelehrt wird, ist das ein Klacks. Seit fast vier Jahren besteht das „Institut für Studien der Kultur und Religion des Islam“ in seiner jetzigen Form, seit gut einem Jahr ist Bekim Agai (40) dessen geschäftsführender Direktor. Alles andere als ein Klacks ist es hingegen für Agai, dass das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) von 2010 an insgesamt vier Zentren für Islamische Studien (Münster/Osnabrück, Tübingen, Frankfurt/Gießen und Nürnberg-Erlangen) fördert. „Mit Fug und Recht können wir hier von einem Paradigmenwechsel in der Islamforschung sprechen, der wissenschafts- und gesellschaftspolitische Bedeutung hat“, sagt Agai. „Nun gehört der Islam auch auf universitärer Ebene zu Deutschland. Er wird nicht mehr als Forschungsobjekt betrachtet, als Religion fremder Kulturen, sondern Studierende beschäftigen sich auf wissenschaftlichem Niveau mit ihrer eigenen Religion – nicht anders als etwa Studierende in katholischer oder evangelischer Theologie.“

Geboren und aufgewachsen in Essen, gab Agai seinem wissenschaftlichen Interesse zunächst in Bonn nach: Dort studierte er Islamwissenschaften, Geschichte und Psychologie, bevor er für seine Promotion in Islamwissenschaften nach Bochum wechselte. Nachdem er anschließend als Assistent in Bonn und als Postdoc in Halle/Wittenberg tätig gewesen war, kehrte er 2010 mit einer BMBF-Nachwuchsforschergruppe nach Bonn zurück und wechselte 2013 an die Goethe-Universität, zunächst vertretungsweise und einige Monate später als ordentlicher Professor für „Gesellschaft und Kultur des Islam in Geschichte und Gegenwart“. Er möchte den Studierenden die Vielschichtigkeit innerhalb des Islams vermitteln: „Der Islam hat sich immer in bestimmten Kontexten entwickelt. So sind die ersten universitären Einrichtungen in der Abbasidenzeit, im elften und zwölften Jahrhundert, in einem ganz bestimmten gesellschaftlichen Kontext entstanden, der auf die Lerninhalte in islamischer Theologie wirkte, und ebenso wirkt der heutige Kontext auf das Studienfach Islamkunde von heute.“

Vielschichtigkeit islamischer Ideen

In seinem Fach begegnet auch ihm immer wieder Neues: auf wissenschaftlichen Kongressen natürlich, wie etwa auf der internationalen Konferenz „Horizonte der islamischen Theologie“, die kürzlich am Zentrum für islamische Studien der Goethe-Universität stattfand. Genauso aber bei Lehrveranstaltungen seines Instituts, und zwar nicht nur, wenn in der Vorlesungsreihe „Der Koran – Ein Text im Dialog zwischen Osten und Westen“ international renommierte Wissenschaftler darüber vortragen, wie sie sich dem Koran aus verschiedenen Richtungen nähern. Sondern auch, wenn er sein Seminar zur

islamischen Geschichte hält: „Zusammen mit den Studierenden öffne ich immer wieder neue Tore in die Vielschichtigkeit islamischer Ideen und historischer Wirklichkeiten“, schwärmt Agai, „so kann ich ihnen die Breite einer Religion und Kultur zeigen, die die meisten von ihnen nur in einer Ausprägung kennengelernt haben.“

Seine Neugier, sein Interesse machen allerdings nicht an den Grenzen der eigenen Religion halt: Für Agai war es schon während des Studiums selbstverständlich, sich mit den „Nachbar-Religionen“ Christentum und Judentum zu befassen, und auch heute noch gehört religiöse Toleranz für ihn im akademischen Alltag unbedingt dazu: „Religion kann in der heutigen Zeit nur im Miteinander studiert werden. Judentum, Christentum und Islam haben sich ja miteinander entwickelt, so dass wir sie nicht isoliert voneinander betrachten und erforschen können. Daher stehen die Islamischen Studien in gutem Kontakt zu den christlichen Theologien und den jüdischen Studien. Viele Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Instituts und auch viele Studierende sind zudem in interreligiöse Foren und Arbeitskreise eingebunden.“

Verzerrtes Islam-Bild

Agai bedauert allerdings, dass alle interreligiösen Begegnungen letztlich nur ein Tropfen auf den heißen Stein bleiben, solange medienträchtige Einzelereignisse – wie etwa das Auftreten einer „Scharia-Polizei“ in Duisburg – die öffentliche Wahrnehmung dominieren:

„Unsere Studierenden wollen aus ganz unterschiedlichen persönlichen Motiven etwas über den Islam und die islamische Kultur lernen. Viele von ihnen leiden darunter, dass das nicht einfach als wissenschaftliches Interesse gilt, sondern in der Öffentlichkeit oft mit Skepsis gesehen wird.“

Überdies werde das Bild des Islam in der Öffentlichkeit durch das Wüten von Terror-Organisationen verzerrt: „Die ungeheuerliche Gewalt einer Gruppe, die sich selbst Islamischer Staat nennt, hat mit dem Religions- und Gesellschaftsverständnis der Mehrheit nichts zu tun. Die Deutungshoheit über den Islam darf nicht Extremisten und Gewalttätern überlassen werden. In Deutschland muss diese Deutung aus der Mitte der Gesellschaft heraus erfolgen, unter anderem an den Universitäten“, fordert Agai.

Die Rahmenbedingungen dafür sind geschaffen: In den kommenden zwei Jahren wird die „Anschubfinanzierung“ seines Instituts durch das BMBF weiterlaufen, eine Verlängerung ist möglich. Anschließend wird die Universität vertragsgemäß die Finanzierung übernehmen. Für diese Zukunft ist Agai zuversichtlich: „Eine akademische Tradition und die Ausbildung an den Universitäten wird auch die Sprecherinnen und Sprecher der nächsten Generation hervorbringen, die Vorurteilen der Gesellschaft kompetent entgegentreten können.“

Stefanie Hense

»Lebenslanges Lernen« – wie gehen Institutionen und Pädagogen mit einer bildungspolitischen Formel um?

Dieter Nittel erforscht, wie etabliert der erweiterte Begriff von Erziehung und Bildung ist

Das Bildungsprozesse nicht einfach mit dem Verlassen der Schule und mit dem Eintritt ins Berufsleben enden, wird wohl niemand mehr bestreiten. Allein die Vielzahl an Pädagogen, die heute außerhalb der klassischen Institutionen agieren, stehen für eine Entgrenzung des Bildungsbegriffs, wie der berühmte Bielefelder Soziologe Niklas Luhmann festgestellt hat: Beispiele für ihn waren die zahlreichen Pädagogen, die in der außerschulischen oder beruflichen Weiterbildung tätig sind. Rund 40 bis 50 Milliarden Euro geben allein Unternehmen heute für Fort- und Weiterbildung aus. Wenn jedoch nicht (mehr) Kindergarten und Schule das Bildungssystem erschöpfend repräsentieren, dann stellt sich laut Luhmann systemtheoretisch die Frage, was überhaupt als das „Medium“ des Systems fungiert: nämlich nicht mehr die Kindheit, sondern vielmehr der ganze Lebenslauf des Individuums. Eine Desintegration der alten Kategorien beobachtet auch Prof. Dieter Nittel, der sich als Erziehungswissenschaftler mit Fragen der Professions- und Organisationsforschung beschäftigt, auch bei „Erziehung“ und „Bildung“: Während die Betreuung im Kindergarten immer mehr als „Bildung“ betrachtet wird, fällt dagegen beim Umgang mit dem abweichenden Verhalten von Erwachsenen sehr häufig der Begriff „Erziehung“: „Daher ist es sinnvoll, vom Lebenslangen Lernen zu sprechen, weil es beide Dimensionen, die im Englischen mit ‚Education‘ ohnehin verbunden sind, umfasst“, so Nittel.

Fehlendes Wir-Gefühl bei Pädagogen

Das Konzept des Lebenslangen Lernen (LLL, engl. „Lifelong Learning“) erfreut sich einer hohen Akzeptanz im Bildungs- und Erziehungswesen und wird auch von Politikern gerne ins Feld geführt, wenn es um die Modernisierung des Bildungssystems geht. Die Internationalisierung von Bildungsdiskursen und Vergleichsstudien mag dabei eine wichtige Rolle gespielt haben. Doch welches Verhältnis haben in Deutschland die pädagogisch Tätigen zum Lebenslangen Lernen, welche Bedeutung hat das Konzept für ihren beruflichen Alltag? Das stand im Fokus von PAELL – „Pädagogische Erwerbsarbeit im System des lebenslangen Lernens“, einem gemeinsamen DFG-Projekt der Goethe-Universität und der Ludwig-Maximilians-Universität München, das 2011 abgeschlossen wurde. Das Neue an der Untersuchung: Die unterschiedlichen im Bildungssystem agierenden Gruppen, von der frühkindlichen Bildung bis hin zur Altersbildung, wurden anders als bisher als aufeinander bezogene und an einem gemeinsamen Ziel – dem Lebenslauf von Individuen – arbeitende Berufsgruppen betrachtet. Nittel beklagt grundsätzlich, dass bei den pädagogisch Tätigen ein Wir-Gefühl fehlt – man nehme sich nicht als Kollegen wahr. Dies habe nicht allein mit den unterschiedlichen Einkünften zu tun: „In der Medizin beispielsweise klaffen die Einkünfte zwischen Spitzen- und Geringverdienern mehr auseinander, und dennoch findet man dort eine Art von ‚Corps-Geist‘“, so Nittel.

Höhere Motivation bei den »Schlechter-bezahlten«

Nun unterscheidet sich ein Gymnasiallehrer nicht nur in puncto Bezahlung, sondern



Die Segmente des Bildungssystems müssen zunehmend miteinander kooperieren. Im Rahmen des „Schülercampus“ erkunden Schüler verschiedene Studiengänge und erproben das wissenschaftliche Arbeiten an der Goethe-Universität. Foto: Dettmar

auch hinsichtlich Prestige und Selbstwahrnehmung von einer Erzieherin. Doch sind beide Akteure in einem System, dessen Segmente zunehmend miteinander kooperieren und zusammenarbeiten müssen, z.B. beim Übergang vom Kindergarten in die Grundschule und von da aus auf eine weiterführende Schule. Die Befragung im Rahmen von PAELL ergab erstaunlicherweise, dass bei Erziehern, Grundschullehrkräften und Erwachsenenbildnern, die gesellschaftlich gesehen über keine sehr hohe Reputation verfügen, das Konzept des LLL ein großes Maß an Zustimmung genießt und auch im Gespräch überzeugend begründet werden kann. Bei Real- und Gymnasiallehrern ist die Zustimmung eher moderat, und Begründungen sind weniger fundiert, während bei Hochschullehrern und Beschäftigten der außerschulischen Jugendbildung sogar Indifferenz und kulturkritische Meinungen zum LLL anzutreffen sind. „Das ist auch einfach zu erklären: Beispielsweise ein Wirtschaftsprofessor, bei dem Studierende ihren Master erwerben oder promovieren, vergibt ein derart hohes Bildungskapital, dass er sich nicht intensiv mit der Formel des LLL beschäftigen muss – für ihn ist die Bedeutung seiner Arbeit für die Bildungsbiographie seiner Klientel eine Selbstverständlichkeit“, erläutert Nittel.

Ausblick

Der hohe Veränderungsdruck im Bildungssystem stellt auch die Hochschulen und ihre Lehrenden vor neue Herausforderungen.

Neue Lehr- und Lernformen müssen erprobt und umgesetzt werden, Didaktikzentren findet man daher heute nahezu an jeder Universität. Wenn Hochschulen zunehmend um die besten Studierenden konkurrieren – dies wird in einigen Jahren angesichts des demographischen Wandels eintreffen –, werden gute Studienbedingungen ein wichtiger Standortfaktor sein. Wenn langfristig die schrumpfende Zahl an Studierenden den Unis sinkende Landesmittel beschert, wird man sich zwecks Finanzierung stärker mit der vierten Kernaufgabe der Universitäten, dem Bereich Weiterbildung, auseinandersetzen müssen. „In einem Land wie Australien gehören die Universitäten gerade auch mit ihren Weiterbildungsangeboten bereits zu den wichtigsten Pfeilern der Wirtschaft“, erläutert Nittel, warnt aber gleichzeitig: „Die Hochschulen sollten sich andererseits aber nicht verzetteln, indem sie zu vielen Bildungsaufträgen gerecht werden wollen.“ Ein System müsse immer auch seine Grenzen im Blick haben, Institutionen für sich jeweils Stärken und Risiken definieren. Vor diesem Hintergrund seien die gewonnenen Erkenntnisse aus dem Projekt PAELL auch bei kirchlichen und staatlichen Bildungsträgern sehr gefragt, betont Nittel. *df*

PAELL und LOEB

Während es in PAELL wissenssoziologisch um Einstellungen und Selbst- / Fremdeinschätzungen der pädagogischen Akteure ging, wird es sich in einem von der Hans-Böckler-Stiftung geförderten Projekt namens LOEB, das wiederum gemeinsam von der Goethe-Universität und der LMU durchgeführt wird, eher darum gehen, wie sich Einstellungen zu LLL in der Praxis und in den Organisationsstrukturen niederschlagen. Dann wird auch die Frage im Fokus stehen, inwieweit Institutionen bereits ihre eigene Fort- und Weiterbildungspraxis am Konzept des LLL ausrichten.

Projektleitung

Prof. Dr. Dieter Nittel
(Goethe-Universität Frankfurt am Main)
Prof. Dr. Rudolf Tippelt (Ludwig-Maximilians-Universität München)

Weitere Informationen

PAELL
➤ www.uni-frankfurt.de/51371507/13718

LOEB
➤ www.uni-frankfurt.de/51294053/125

Technische und menschliche Assistenten im Alter

Frankfurter Forum für interdisziplinäre Altersforschung erforscht das ›normale‹ Altern. Projekte zur sozialen Robotik und Patientenselbstbestimmung bei Demenz



Die Roboter-Robbe Paro. Foto: Klaus Ditte

Der demographische Wandel, das Altern der Gesellschaft, aber auch ein gestiegenes Bewusstsein dafür, dass auch im Alter Partizipation und Teilhabe an Gesellschaft sichergestellt werden muss, bilden den Hintergrund des gerade eröffneten Frankfurter Forums für interdisziplinäre Altersforschung (FFIA). Zwei laufende Projekte, einmal aus dem Bereich „Individuelle und räumliche Fragen des Alterns“ und „Rechtliche und ethische Fragen des Alterns“ sollen im Folgenden exemplarisch vorgestellt werden.

Hilfe durch emotionale Roboter

Die zunehmende Alterung der Gesellschaft ist bereits heute nicht zu übersehen. Auch die Zahl an Hochaltrigen (älter als 85–90 Jahre) nimmt stark zu. Der Unterstützungsbedarf gerade bei der letztgenannten Altersgruppe ist immens, Pflege- und Betreuungspersonal auf lange Sicht – der Beruf Altenpfleger ist nicht sehr attraktiv – kaum in ausreichender Zahl vorhanden. Ob und in welcher Form technische Lösungen helfen können, untersucht Prof. Monika Knopf, Entwicklungspsychologin an der Goethe-Universität, in einem vom BMBF-geförderten Projekt „ERimAlter“. An dem interdisziplinären Projekt sind neben Psychologen auch Erziehungswissenschaftler, Mediziner und Vertreter aus den Bereichen Pflege und Technik aus der Frankfurt University of Applied Sciences beteiligt. Digitale Technologie, so die Überlegung, kann auch im emotional-menschlichen Bereich unterstützen. PARO heißt eine Roboter-Robbe, die zu-

künftig in Altenheimen erprobt werden soll. Deren Preis von ca. 5.000 Euro liegt recht hoch, sodass sich kaum Einzelpersonen ein solches Gerät anschaffen werden. „Das Gerät hat eine Kuscheltieroptik mit Kunstfell und reagiert auf Berührung, auditive und visuelle Reize“, erläutert Monika Knopf. Es reagiert nicht nur, sondern ist begrenzt lernfähig und kommuniziert auch aktiv mit der Person und kann somit möglicherweise bei Einsamkeit, Langeweile oder auch Schmerzen für Trost, Ablenkung und Linderung sorgen.

Die Idee, Robotik in der Altenpflege einzusetzen, stammt aus Japan, wo ein ähnlicher demographischer Wandel zu beobachten ist. Allerdings, konzediert Monika Knopf, ist dort aufgrund anderer kultureller Prägungen der Umgang mit künstlichen Dialogpartnern nichts Außergewöhnliches; nicht von ungefähr stammt das digitale Kinderspielzeug Tamagotchi aus Japan. Ob die Akzeptanz für emotionale Roboter in Deutschland ähnlich hoch sein kann, muss erst noch getestet werden. Die ersten Ergebnisse signalisieren, so Knopf, eine moderate Zustimmung, die sich im Verlauf eines gestuften, immer konkreter werdenden Interviews noch verbesserte. Die Gruppe der „fitten älteren Menschen“ (70–80 Jahre) gab allerdings an, sich ein solches Gerät aktuell nicht anschaffen zu wollen; eine Nutzung in einem möglichen Krankheitsfall wurde jedoch nicht ausgeschlossen. Ähnlich schätzt diese Personengruppe die Bedeutung eines zweiten techni-

FFIA – Frankfurter Forum für interdisziplinäre Altersforschung

Wie lässt sich das Leben im Altersverlauf gestalten und meistern, was müssen Individuen und Gesellschaft lernen und leisten, um erfolgreich, zufrieden und würdevoll zu altern? Diesen Fragen widmet sich das im Oktober 2014 an der Frankfurter Goethe-Universität eröffnete Forum. Ziel ist die Erforschung von Bedingungen guten Alterns, von Alternsprozessen und von Altersfolgen aus lebens-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven zur Förderung der Lebensqualität im hohen Alter. Das Forum möchte Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen zusammenbringen, die zum Thema Altern aus verschiedenen Disziplinen forschen, neue interdisziplinäre Projekte beantragen und durchführen und den wissenschaftlichen Nachwuchs fördern. Beteiligt sind zunächst die universitären Fachbereiche Rechtswissenschaften, Gesellschaftswissenschaften, Erziehungswissenschaften, Medizin, Psychologie und Sportwissenschaften. Die Finanzierung des FFIA wird zunächst über eine Laufzeit von 5 Jahren durch eine Förderung der BHF-Bank-Stiftung (Frankfurt a. M.) ermöglicht. Zur Realisierung von Einzelprojekten wird eine Förderung bei variablen öffentlichen und privaten Drittmittelgebern eingeworben.

Kontakt

Prof. Dr. Frank Oswald, Fachbereich Erziehungswissenschaften und Sprecher der Initiativgruppe; Tanja Müller, Koordinatorin.
Tel. (069) 798-36398; oswald@em.uni-frankfurt.de.

► www.uni-frankfurt.de/ffia

schon Artefakts ein, dessen Akzeptanz durch das Projekt ebenso getestet werden soll. „Eine Art Skype auf Rädern, ein bewegliches Gerät mit Bildschirm, das die Echtzeit-Kommunikation mit Familie und Freunden ermöglicht; ebenso können sich aber auch Ärzte und Pfleger auf digitalem Weg einen Eindruck vom Zustand des Patienten verschaffen“, erläutert Monika Knopf.

Der Entscheidungs-Assistent

Auf einem ganz anderen Feld ist das von der VW Stiftung geför-

derte Projekt EmMa unterwegs: Das von der Psychologin Dr. Julia Haberstroh geleitete Projekt knüpft an die UN-Behindertenrechtskonvention an, nach der Staaten dafür Sorge tragen müssen, dass Menschen mit Behinderung ihr Recht auf Selbstbestimmung maximal wahrnehmen können. Auch Demenz gilt rechtlich als Behinderung. „Obwohl auch Deutschland die Konvention unterschrieben hat, gibt es bislang keine geeigneten Maßnahmen, um die Anforderungen der Kon-

vention zu erfüllen“, betont Julia Haberstroh. EmMa möchte hier Abhilfe schaffen und Maßnahmen zur assistierten Entscheidung für Menschen mit Demenz zur Verfügung stellen. Bislang ist gängige Praxis, dass Patienten, denen die Einwilligungsfähigkeit abgesprochen wurde, ein Betreuer oder Bevollmächtigter zur Seite gestellt wird, der die Entscheidung stellvertretend übernimmt. Davon will (und muss) man nun wegkommen: weg von der Stellvertretung hin zu einer Assistenz. „Statt dem Patienten die generelle Handlungsfähigkeit abzusprechen, muss jede Entscheidung für oder gegen eine medizinische Behandlung speziell und neu geprüft und unterstützt werden“, erläutert die Expertin auf dem Gebiet der Kommunikation mit Demenzkranken. Jeweils angepasst werden müssen Formen der Vermittlung von Informationen, da bei Patienten mit Demenzerkrankungen die verbale Kommunikation oftmals gestört ist. „Unsere bisherige Forschung weist darauf hin, dass u. a. die Zuhilfenahme von Gedächtnisstützen, Visualisierungen und besonderen Sprachstilen hilfreich sein kann.“ Es bedarf einer verbalen und non-verbalen Vereinfachung, ohne allerdings in den berechtigten ‚baby-talk‘ zu verfallen: „Der ist nicht geeignet, weil er von den Patienten zurecht als kränkend, frustrierend und demotivierend wahrgenommen werden kann“, erklärt Haberstroh.

Um die von der UN-Behindertenrechtskonvention geforderte Assistenz für Menschen mit Demenz leisten zu können, bedarf es Kenntnisse über die individuellen Bedürfnisse der Person. Hierfür bleibt den Ärzten im stressigen Alltag oft nicht die nötige Zeit. Die Assistenz ist daher in der Praxis oft Aufgabe der Angehörigen, Bevollmächtigten und Betreuer, denen ebenfalls oft die Zeit fehlt. Um beispielsweise von der Betreuung leben zu können, werden manchmal unmögliche Klientenzahlen aufgenommen – von bis zu 80 Klienten pro Berufsbetreuer hört man in drastischen Fällen. Angehörige von Demenzkranken können oft mit mehr Zeit und Wissen über die Vorlieben und Wünsche des Betroffenen assistieren. Besonders schwierig gestaltet sich jedoch die Betreuung der zunehmenden Zahl an alleinlebenden Menschen mit Demenz. Das Projekt EmMa hat den Anspruch, dass die entwickelten assistierenden Maßnahmen ohne viel Zeitaufwand sowohl von Ärzten als auch von Betreuern, Bevollmächtigten und Angehörigen praxistauglich umgesetzt werden können. df

English – no problem?

Seit die Goethe-Universität größere Internationalität anstrebt, wird mehr Englisch gelehrt, gelesen, gesprochen: Post-Docs und Studierenden aus New York, Rio, Tokio gefällt das. Und »German native speakers«?

Wenn der Finanzwissenschaftler Alfons Weichenrieder sich anschaut, wie viele Lehrveranstaltungen er und seine Kollegen am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften schon auf Englisch halten, ist der Prodekan für Internationale Angelegenheiten hochzufrieden: „Wir haben die volkswirtschaftlichen Master- und die Graduiertenprogramme komplett auf Englisch umgestellt und bieten auch in höheren Semestern der Bachelorprogramme immer mehr auf Englisch an.“ Dafür gibt es viele pragmatische Gründe: „Wenn wir nicht attraktiv sind für die Studierenden ausländischer Partner-Unis, können auch wir unseren Studierenden keinen Austausch ermöglichen.“ Die Wissenschaftssprache für Wirtschaft sei längst Englisch, die Lehrenden dementsprechend geübt und international aufgestellt und der angelsächsischen Literatur kann Weichenrieder – auch aus Perspektive der Studierenden – viel abgewinnen: „Sie ist sehr direkt, weniger gedreht und einfach zu verstehen.“

Wer die Wahl hat, entscheidet sich für Deutsch?

Dass ihm, der schon in Oxford und Princeton lehrte, seine Vorlesung „Fundamentals of public policy“ leicht von der Hand geht, glaubt man gern. Was aber ist mit den Studierenden? „Ich glaube, dass sie heute weniger Probleme mit Englisch haben als noch vor 20 Jahren, weil einige schon während der Schulzeit ins Ausland gehen und begreifen, dass heute vieles auf Englisch stattfindet“, sagt Weichenrieder. Er gibt aber zu, dass – wenn eine Veranstaltung parallel in Englisch und Deutsch angeboten wird – die deutsche besser besucht ist.

Daher setzt sich die Fachschaft Wiwi für die Erhaltung der Wahlfreiheit zwischen Deutsch und Englisch ein: „Wer Wirtschaftswissenschaften studiert, ist darauf vorbereitet, dass er Englischkenntnisse haben muss, und wir finden es auch gut, wenn Professoren aus dem Ausland zu uns kommen und ihre Vorlesung auf Englisch halten. Aber nach Möglichkeit sollte es immer Alternativ-Veranstaltungen, Übungen und Tutorien auf Deutsch geben“, erklärt Bachelorstudent Yannic Ambach-Opitz. „Jeder sollte die Chance auf ein deutsches Angebot haben. Dabei denken wir auch an die Studierenden aus dem Ausland, die Deutsch als Zweitsprache hatten.“

Aus seiner Praxis als Studienberater am Fachbereich 1–5 kann Marco Blasczyk nicht zurückmelden, dass Vorlesungen oder Texte in Englisch Studierende abschrecken oder vor große Probleme stellen. „Auch Studierende höherer Se-

mester sind bei uns deswegen noch nicht vorstellig geworden“, sagt Blasczyk. Nur eine Gruppe, das ist bekannt, habe unter der Anglisierung zu leiden: Bildungsausländer wie Osteuropäer, die nicht Englisch, sondern beispielsweise Deutsch als Zweitsprache erlernt haben. „Da 80 bis 90 Prozent unserer Literatur auf Englisch verfasst ist, kann ich es ihnen aber leider nicht ersparen, sich mit der Sprache vertraut zu machen. Egal, in welcher Sprache ich lehre“, erklärt Rolf van Dick, Professor für Sozialpsychologie. Als Pionier an seinem Fachbereich begann er schon 2006 damit, in Englisch zu lehren, erhob per Fragebogen die Akzeptanz und blieb dabei. „Die Studierenden der Arbeits- und Organisationspsychologie wollen später in internationalen Konzernen oder Beratungen arbeiten und finden es toll, in Veranstaltungen schon einmal ihr Englisch einzusetzen.“

Englisch – in den Naturwissenschaften schon Routine?

Blick zum Campus Riedberg: Dass in den Naturwissenschaften schon lange nichts mehr ohne Englisch geht, ist bekannt. „Die Fachliteratur ist zu 99 Prozent in Englisch verfasst und bei internationalen Forschungsvorhaben ist die Geschäftssprache Englisch“, erklärt Prodekan Clemens Glaubitz vom Fachbereich Chemie, Biochemie, Pharmazie. Dennoch dominieren in den Grundstudiengängen deutsche Veranstaltungen. „Würden wir primär auf internationale Bewerber setzen, würden wir natürlich alles auf Englisch anbieten. Da die Grundstudiengänge aber mit inländischen Studierenden überlaufen sind, kommt dieser Aspekt erst bei Masterstudiengängen und Promotionen zum Tragen“, sagt Glaubitz. Nach seiner Beobachtung bringen die meisten Studierenden gute Vorkenntnisse mit und wachsen in die Anforderungen hinein.

Doch manchen Abiturienten mit Berufswunsch Chemielehrer, Apotheker oder Physiker kann die Vorstellung, im Studium zweisprachig agieren zu müssen, ganz schön schocken, weiß Ulrike Helbig. Sie ist mit ihrer Kollegin Susanne Mompers am Campus Riedberg für Schülermarketing und Studienberatung in den naturwissenschaftlichen Fächern zuständig: „Einige Studieninteressierte lassen sich dadurch ganz vom Studium abhalten, andere sagen, dass sie dann erst für ein Jahr ins englischsprachige Ausland gehen wollen, und die meisten hoffen, dass sie irgendwie durchkommen.“ Die Fachbereiche hätten erfreulicherweise mit fachspezifischen Englischkursen im Rahmen des Programms „Starker Start“ reagiert.

Das böse Erwachen in höheren Semestern findet laut Ulrike Helbig denn auch weniger bei den Studierenden, sondern bei der Uni statt: „Englischsprachige Lehrveranstaltungen werden von den Studierenden nach Möglichkeit umgangen oder gemieden und die englischsprachigen Masterstudiengänge werden so selten gewählt, dass sie ums Überleben kämpfen oder eingestellt werden.“ Zu Recht, findet sie: „Das Erlernen komplexer naturwissenschaftlicher Sachverhalte funktioniert am besten in der Muttersprache.“ So würde die Stoffwechselfysiologie, die an sich schon eine Herausforderung als Lernprozess sei, in Englisch gelehrt, eine Überforderung darstellen. „Daher haben unsere Studierenden einen respektablen Grund, fremdsprachige Lehrveranstaltungen zu meiden.“

Nur ein Modetrend?

Argumente fürs Lehren, Lesen, Verstehen und Sprechen in der Muttersprache gibt es viele – von pragmatischen wie Arbeitserleichterung, Zeitersparnis, besserer Verständlichkeit bis hin zu Identitäts-, Kultur- und vor allem Qualitätserhalt im Ausdruck. Manch einer wundert sich, wie leichtfertig diese Vorteile aufgegeben werden für den übersetzungsfreien Transfer von Forschung in Lehre, die Minderheit ausländischer Studierender und eine vermeintlich bessere „Employability“. Ungeklärt bleibt auch, wie gut es um die Zweisprachigkeit der Beteiligten (auch Lehrenden!) wirklich bestellt ist. Rund um das Thema gibt es in Deutschland längst öffentlich ausgetragene Debatten und Arbeitskreise, in denen die scheinbar rückständigen Deutsch-Bewahrer mit den scheinbar fortschrittlichen „Globalesisch“-Radebrechern wetteifern.

„Solange man an Deutsch als Muttersprache festhält, kann doch eine Lehrveranstaltung auf Englisch nie so gut sein wie eine in meiner Muttersprache. Denn wer spricht schon zwei Sprachen gleich gut?“, fragt sich Werner Plumpe, Professor für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Goethe-Universität. „Ich bin doch kein Englischlehrer, sondern ein Wissenschaftler, der sich in höchster Präzision ausdrücken möchte“, so Plumpe. Er betrachtet die Umstellung auf Englisch im Hochschullehrbetrieb als schädlichen Modetrend und gehört zu den wenigen, die sich damit offen gegen den Zeitgeist stellen: „Sie ist ein Angriff auf die Qualität der Wissenschaft.“ Sein Beispiel: „Wenn ich einen Vortrag halte über den Zusammenhang zwischen kultureller Mentalität und ökonomischen Alltagspraktiken im 17. Jahrhundert, dann

möchte ich nicht einen Teil meines Gehirns mit Wortsuche und Übersetzung belegen.“ Sonst sinke der wissenschaftliche Gehalt auf ein deutlich niedrigeres Niveau. Davon komme bei den Zuhörern durch die Sprachbarriere vielleicht wiederum nur ein Teil an. „Aber vielleicht ist ein gewisse Verflachung und Standardisierung des Wissens ja das Ziel.“

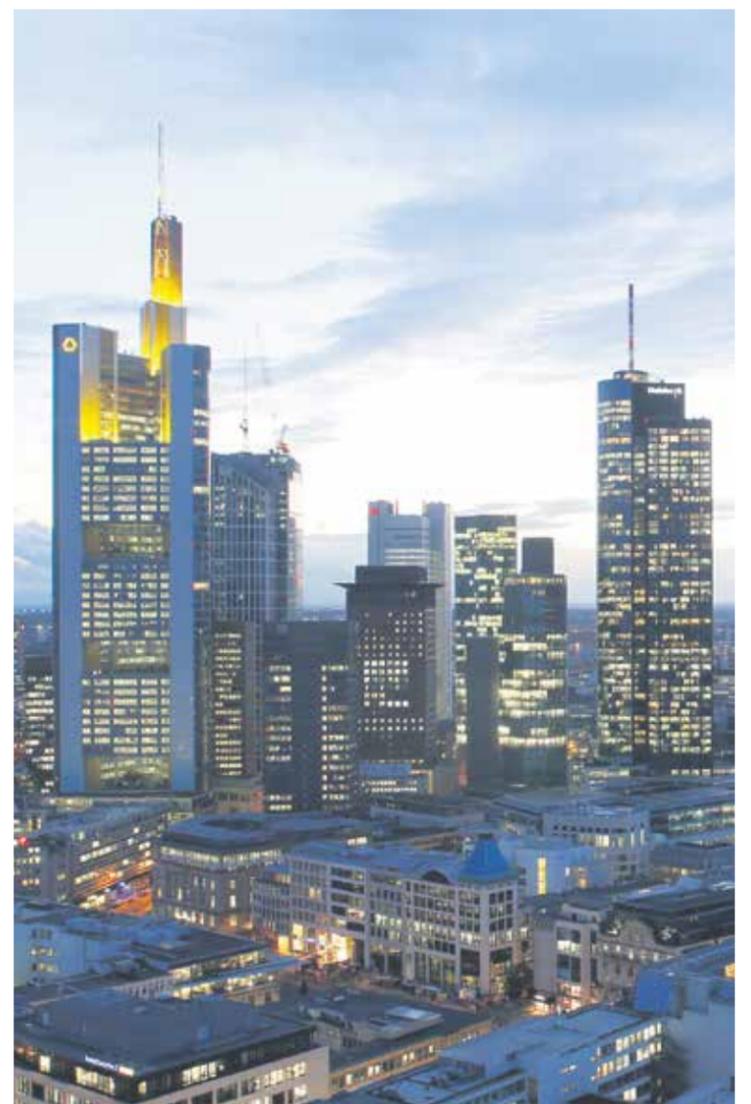
Nur »eine« Lingua Franca?

Was sagt ein Sprachprofi zu den verstärkten Ambitionen von Medizinern, Chemikern und Ökonomen, zweisprachig zu forschen und zu lehren? Die Amerikanistikprofessorin Susanne Opfermann antwortet pragmatisch: „Wenn man Internationalität will, muss man auch entsprechende Angebote machen.“ Englisch als Lingua Franca sei nicht das Englisch, mit dem ihre Studierenden umgehen müssen. „Es ist Englisch auf simplem Niveau. Aber die Sprache bietet sich an, weil sie sich gut lernen lässt und damit den Informationsaustausch weltweit möglich macht“, erklärt Opfermann. Dafür müsse man „möglicherweise manchmal einen gewissen Komplexitäts-

verlust am oberen Ende in Kauf nehmen.“

Der Wandel kam schnell: In Alter Geschichte publizierten Wissenschaftler bis vor hundert Jahren noch in Latein. Altgriechisch ist wichtig für das Quellenstudium. Spanisch, Italienisch, Französisch und Englisch, um die Veröffentlichungen anderer Forscher lesen zu können, berichtet Geschichtsprofessor Frank Bernstein. „In den Geisteswissenschaften erschließen wir uns die Welt über Sprache. Sie ist das elementarste Vehikel der Verständigung – mit ihrer Genauigkeit, rhetorischen Qualität, ihrem Nebensinn, ihrer Raffinesse.“ Daher warnt er davor, Anglisierung mit Internationalisierung zu verwechseln. „Die Stärke einer Universität ist die Anerkennung von Diversität und Individualität der Fachkulturen.“ Momentan sei die englische Sprache in vielen Wissensbereichen der Filter, um international wahrgenommen zu werden. Aber als Historiker glaubt er an wellenförmige Entwicklungen: „Langfristig werden sich nicht-englischsprachig aufgewachsene Menschen nicht so dominieren lassen.“

Julia Wittenhagen



Spitzenreiter unter den deutschen Großstädten: Laut der Studie EF ENGLISH PROFICIENCY INDEX beherrschen Frankfurter besonders gut Englisch. www.ef.de/epi Foto: Dettmar



Foto: Lecher

Studieren mit Skyline-Blick

Die Universitätsklinik am Niederräder Ufer entwickelt sich zum klinischen Qualitätszentrum und bietet als Campus Raum für studentisches Leben

Von Melanie Gärtner

Bagger, Baugruben und Baukräne prägen derzeit das Bild des Universitätsklinikums am Niederräder Ufer. Dass Campus und Klinik ihr Gesicht verändern, haben sie im Laufe ihrer Geschichte allerdings schon oft getan. „Es ist unglaublich, was man hier entdecken kann, wenn man mit offenen Augen über dieses Gelände geht“, sagt Ralph Demant. Er hat die Hände tief in den Jackentaschen vergraben und schlendert über den Campus. Während andere Neugierige an den Baustellen stehenbleiben und der Zukunft beim Wachsen zusehen, ist der Blick von Ralph Demant in die Vergangenheit gerichtet. „Hinter der Frauenheilkunde in Haus 15 liegt der sichtbare Teil eines alten Operationsbunkers“, sagt er und deutet auf einen Betonsockel, auf dem derzeit Baucontainer platziert sind. Der 1943 erbaute Bunker diente schon als Lazarett und wurde später als Poliklinik der Chirurgie genutzt. Seit 2012 steht er unter Denkmalschutz. „Die wenigsten wissen, dass dies ein Bunker ist“, sagt Demant. „Und noch weniger Leute wissen, dass 1972 der RAF-Terrorist Andreas Baader darin behandelt wurde, nachdem er bei seiner Festnahme im Nordend angeschossen wurde.“ Der Campus Niederräder ist für den passionierten Hobbyhistoriker Ralph Demant eine historische Fundgrube, auf die ihn die Tochter seiner Lebensgefährtin aufmerksam machte, die im Klinikum arbeitete. Seitdem stöberte er in Büchern, Archiven und im Internet und erkundete die Vergangenheit des Geländes. Seit einigen Monaten bietet er für interessierte Bürger einen historischen Stadtpaziergang über das Areal an.

Der historische Blick

Die Spuren der Vergangenheit sind auch um das Rosengärtchen herum gut sichtbar. Die Gebäude um die Grünanlage, in denen heute u. a. die HNO-Klinik eingerichtet ist, gehören zur alten Bausubstanz, in der ab dem Ende des 19. Jahrhunderts das städtische Klinikum untergebracht war. Die Stadt Frankfurt hatte sich unter Oberbürgermeister Johannes von Miquel 1881 dafür entschieden, das neue Städtische Krankenhaus in Sachsenhausen zu errichten. Im Gegensatz zum Röderbergweg, der für den Neubau eines

Klinikums auch in Betracht kam, war die Stadt bereits Eigentümer des Geländes am Niederräder Ufer. Die ersten errichteten Krankenhausgebäude waren 1884 das Gebäude für Haut- und Geschlechtskrankheiten, der Isolierpavillon, das Wirtschaftsgebäude und ein Leichenhaus. Es folgten die Verwaltungsgebäude, das Ärztekasino und die Apotheke, die Klinik für Hautkranke, das pathologische Institut, Frauenklinik und Carolinum. 1914 wurde die Frankfurter Stiftungsuniversität gegründet und Klinik und Lehrbetrieb auf dem Gelände verbunden.

Dies ist bis heute so. In der Universitätsklinik werden nicht nur Patienten behandelt und Krankheiten erforscht, sondern auch angehende Ärzte ausgebildet. Auf dem Campus Niederräder, der mit dem Gelände des Klinikums verschmilzt, liegen Hörsaalgebäude und Krankenzimmer Haus an Haus. Die Vereinbarkeit von Klinikbetrieb und Medizinstudium auf dem Gelände zu optimieren war u. a. Teil des Masterplans für die großangelegten Bauarbeiten, die seit 2007 das Bild des Klinikums prägen. Der eigentliche Grund für die Kernsanierung waren Asbestbefunde im Zentralhaus 23, Brandschutzdefizite und die im Laufe der Zeit notwendig gewordene Erneuerung der betriebstechnischen Anlagen. Bei dieser Gelegenheit sollte im selben Zuge die Patientenversorgung verbessert und das Areal baulich zum Campuszentrum verdichtet werden. Der erste Bauabschnitt, die Sanierung und Erweiterung des Zentralgebäudes Haus 23, wurde erst Ende Juni 2014 nach sechs Jahren Bauzeit abgeschlossen.

Qualitätszentrum

„Unser Konzept ist die Konzentration“, sagt Diplomingenieur Hans Dieter Möller, Dezernent für bauliche Entwicklung am Klinikum der Goethe Universität. „Alle somatischen Bereiche des Klinikums werden baulich miteinander verbunden, so dass kein Patient für eine interdisziplinäre Behandlung das Gebäude verlassen muss. Wir sind für eine Medizin der kurzen Wege. Das ist in Deutschland einzigartig.“ Neben der Konzentration der Patientenbehandlung sieht der Masterplan auch vor, dass die Bereiche Forschung und Lehre konzentriert um das Zentralgebäude herum angesiedelt werden. Klar voneinander abgegrenzte Strukturen sollen Patienten, Besuchern und jungen Studierenden die Orientierung auf

dem Gelände erleichtern und verhindern, dass sich die einen ungewollt in die Bereiche der anderen verirren. „Ich finde es sehr bereichernd, dass Klinikbetrieb, Forschung und Lehre auf dem Gelände Hand in Hand gehen“, sagt Hans Dieter Möller. „Den Patienten steht der dynamische Bereich der jungen Studierenden gegenüber. Damit sind die Patienten nicht nur von anderen Kranken umgeben.“

Raum für Studierende

Eine der Studierenden ist Anna Allafi, die mit dem Fahrrad über den Campus saust. Sie ist im 9. Semester und hat viel

Medizinstudium in der Historie

Bereits vor der Gründung der heutigen Goethe-Universität wurden in Frankfurt Ärzte ausgebildet. 1812 gründete Karl Theodor von Dalberg eine großherzogliche Universität mit einer medizinischen Hochschule. Im „Lyzeum Carolinum“ mussten Studierende zunächst eine zweijährige Grundausbildung in Geschichte, Philosophie, Mathematik und Naturlehre durchlaufen. Dies sollte sie auf eine Spezialisierung für die juristische oder medizinische Fakultät vorbereiten. Danach erfolgte entweder eine juristische Ausbildung am Sitz des ehemaligen Reichskammergerichts in Wetzlar oder eine medizinisch-chirurgische Ausbildung. Diese war an der Senckenbergischen Stiftung in Frankfurt angesiedelt. Die 1793 von Johann Christian Senckenberg gegründete Stiftung finanzierte neben dem Medizinischen Institut und dem Bau des Bürgerhospitals u. a. auch die erste Frankfurter Anatomie. Der erste Körper, der dort obduziert wurde, war Senckenberg selbst, der bei einem Unfall auf der Baustelle des Bürgerhospitals ums Leben gekommen war.

Das „Lyzeum Carolinum“ nahm 1812 den Lehrbetrieb auf, wurde aber bereits zwei Jahre später durch den Vormarsch Napoleons wieder geschlossen. Hundert Jahre später wurde schließlich die Frankfurter Stiftungsuniversität gegründet.



JUBILÄUMS-IMPRESSIONEN

- 1 Festakt am 18. Oktober: Universitätspräsident Werner Müller-Esterl und Oberbürgermeister Peter Feldmann begrüßen Bundespräsident Joachim Gauck und seine Lebensgefährtin Daniela Schardt vor der Paulskirche. Foto: Dettmar
- 2 Der Bundespräsident bei seiner Rede. Foto: Dettmar
- 3 Empfang der Festakt-Gäste in den Römerhallen. Foto: Lecher
- 4 Eröffnung im Museum Giersch: Die Kuratorin Dr. Charlotte Trümpler zeigt Wissenschaftsminister Boris Rhein (Mitte) und Werner Müller-Esterl die Jubiläums-Ausstellung „Ich sehe wunderbare Dinge“. Foto: Dettmar
- 5 Der Uni-Präsident läutet am 17. Oktober den Handel an der Frankfurter Wertpapierbörse ein. Links: Gregor Pottmeyer, Finanz- und Personalvorstand der Deutsche Börse AG; rechts: Dr. Olaf Kaltenborn, Pressesprecher der Goethe-Universität. Foto: André Langer
- 6 Johannes Schildgen, Gewinner des Goethe-Slams. Foto: Dettmar
- 7 Jubiläumstorte des Studentenwerks. Foto: Dettmar

Begegnungen und Resonanzen

Musik und Film in den Poetikvorlesungen

Die Frankfurter Poetikvorlesungen werden im Wintersemester 2014/15 einen etwas anderen Weg beschreiben: Unter dem Motto „Poetiken zwischen den Künsten – Dialoge mit der Literatur“ werden die Bezüge zwischen musikalischen, filmischen und literarischen Kompositionen ausgelotet. Für dieses Projekt konnten der Komponist Wolfgang Rihm und der Regisseur Dominik Graf gewonnen werden. Die Musikwissenschaftlerin Prof. Marion Saxer und der Filmwissenschaftler Prof. Vinzenz Hediger stellen im Folgenden die beiden neuen Poetikdozenten vor.

Musik als „subjektivste Kunst“ – Wolfgang Rihm

Wolfgang Rihm wurde 1952 in Karlsruhe geboren. Er studierte zwischen 1968 und 1976 Komposition in Karlsruhe, Köln und Freiburg bei Eugen Werner Velte, Karlheinz Stockhausen, Klaus Huber, Wolfgang Fortner und Humphrey Searle. In Freiburg studierte er außerdem Musikwissenschaft bei Hans Heinrich Eggebrecht. Verschiedene Stipendien (u.a. Villa Massimo, Rom) und Auszeichnungen folgten, darunter der Rolf Liebermann-Preis (für Die Hamletmaschine), das Bundesverdienstkreuz, der Jacob Burckhardt-Preis der Johann Wolfgang von Goethe-Stif-

Mannheim; verschiedene Festivals und Reihen wurden seiner Musik gewidmet.

Wolfgang Rihms Musik ist im aktuellen Konzertleben – in Theater, Konzert, Radio und auf Tonträger – in einem Maße präsent wie wohl keine andere der Komponistenkollegen seiner Generation. Dies mag sich zum einen seinem enormen Œuvre verdanken, das mittlerweile um die 500 Werke unterschiedlichster Gattungen und Besetzungen umfasst, von Solowerken für verschiedene Instrumente über Lieder-Zyklen, Kammer- und Ensemblemusik bis hin zu zahlreichen Orchester- und einer ganzen Reihe von Bühnenwerken, die Interpreten und Veranstaltern viele Möglichkeiten für die Programmgestaltung bieten und zudem auch noch sehr gut spielbar sind.

Für Rihm ist Musik die „subjektivste Kunst“ und so vertritt er konsequent eine Ästhetik, in der das subjektive Ausdrucksbedürfnis im Mittelpunkt steht, obgleich er um dessen genuine Gefährdung und stets vom Scheitern Bedroht-Sein genau weiß. Es mag auch dieser ästhetische Ansatz sein, der an Positionen der Tradition anknüpft, der es Rihms Musik ermöglicht, eine Vielzahl von Hörern unmittelbar zu erreichen.

Rainer Maria Rilke und Oskar Loerke komponiert hat. Allein die Fülle der Textdichter, deren Werke er im weiteren Verlauf seines Schaffens als Lieder musikalisch gefasst hat, weist Rihm als profunden Literaturkenner aus: Die künstlerische Beschäftigung mit Gedichten von Petrarca, Eduard Mörike, Clemens Brentano, Achim von Arnim, Joseph Eichendorff, Hölderlin, Goethe, Karoline von Günderrode, Georg Büchner, Arthur Rimbaud, Christine Lavant, Else Lasker-Schüler, Hermann Lenz, Robert Musil, Paul Fleming, Peter Härtling, Monique Thoné, Paul Celan, Wolf Wondratschek, Heiner Müller und Durs Grünbein belegen sein breites literarisches Interesse. Dazu kommen die Bühnenwerke, darunter die Kammeroper „Jakob Lenz“, das Monodram „Das Gehege. Eine nächtliche Szene“ (2004/2005) nach Botho Strauß, „Penthesilea Monolog“ (2005) nach Heinrich von Kleist, um nur wenige der vielen literarisch angeregten Beispiele zu nennen. Eine „Vertonung“ literarischer Vorlagen im traditionellen Sinn lehnt Rihm als Unmöglichkeit ab. Vielmehr entwickelt er eine Vielzahl ganz eigener, neuer musikalischer Beziehungen zu Texten, deren Versuchscharakter er betont.

Marion Saxer

1960er und 1970er Jahre war zunächst Fernsehen und verdankt seine Entstehung weitgehend der Arbeit, die wagemutige Fernsehredakteure wie Eckart Stein, der langjährige Leiter des kleinen Fernsehspiels, mit Regisseuren wie

mäßig einzelne Folgen realisiert hat. Selbst für die nun allseits geforderten deutschen „Qualitätsserien“ hat Dominik Graf schon das Modell geliefert, mit dem eindrucksvollen Zehnteiler „Im Angesicht des Verbrechens“ (2010), der



Dominik Graf. Copyright: Susie Knoll

Kinofilme & »German quality TV« – Dominik Graf

Wenn man Kritikern, Literatur- und Filmwissenschaftlern glauben darf, leben wir im Zeitalter des „Quality TV“. Amerikanischen Produzenten sei es zu verdanken, dass das einstige Schmuddelmedium Fernsehen nun endlich sich auf Augenhöhe mit Kino und Literatur bewege. Seit einigen Jahren nun schon sind im Fernsehen Serien wie „The Sopranos“ und „Mad Men“ zu sehen, denen die Kritik Kinoqualität attestiert und zubilligt, dass sie Geschichten von einer Vielschichtigkeit erzählen, wie man sie sonst nur aus dem Roman kennt. So sehr hat die Legende vom „Quality TV“ Fuß gefasst, dass nun auch die deutschen Fernsehanstalten, aufgeschreckt durch einige flüchtig recherchierte Artikel in der New York Times über den vermeintlich desolaten Zustand des deutschen Fernsehens, dem Trend hinterhereilen und ihre eigenen „Qualitätsserien“ in die Produktion geben. In der allgemeinen Euphorie über das „quality TV“-Phänomen werden zwei Dinge vergessen. Erstens gab es Fernsehen in Kinoqualität auch früher schon, allerdings nicht in den USA, sondern in dem vermeintlich so abgeschlagen vor sich hin sendenden Deutschland. Das neue deutsche Kino der

Kluge, Schroeter, Sanders-Brahms oder Farocki leisteten. Man könnte sogar so weit gehen zu sagen, dass die Qualitätsserie ohnehin eine deutsche Erfindung ist und Rainer Werner Fassbinders „Berlin Alexanderplatz“ (1980) und Edgar Reitz' „Heimat“ (1984) in diesem Feld die ersten Maßstäbe setzten. Und zweitens hat sich die Praxis des Fernsehens in Kinoqualität, das zugleich als Kino verstanden werden kann, das aus dem Fernsehen heraus entsteht, in Deutschland durchaus kontinuierlich fortgesetzt, wofür in paradigmatischer Weise das Werk von Dominik Graf steht.

Geboren und aufgewachsen in München, wo er ab 1974 die Hochschule für Fernsehen und Film absolvierte, beherrscht Graf alle Register des Kinospielebens ebenso souverän wie die unterschiedlichen Formate der Fernseh-Fiktion. Der Bogen seines Werks reicht vom historischen Kino-Drama „Die geliebten Schwestern“, der von der Dreiecksbeziehung zwischen Friedrich Schiller und den Schwestern Charlotte und Caroline von Lengefeld handelt und bei der Berlinale 2014 im Wettbewerb lief, über mehrere „Tatort“-Filme bis zur Krimiserie „Polizeiruf 110“, bei der er in den letzten zehn Jahren regel-

für den WDR realisiert wurde und von einem lettisch-jüdischen Emigranten erzählt, der im Dienst der Berliner Polizei im Milieu der Russenmafia ermittelt, einem Milieu, mit dem er zugleich verwandtschaftlich verbandelt ist. Aus der Intimität persönlicher Geschichten ein Panorama der (deutschen) Gesellschaft und ihrer Epochen zu entwerfen: Diese Qualität von Grafs Arbeit könnte man als eines großen Romanschriftstellers würdig beschreiben, oder einfach nur als das, was Kino im Moment seines Gelingens leistet. Dass Graf in den USA (noch) nicht so gefeiert wird wie die Macher des „quality TV“ liegt vor allem daran, dass amerikanische Fernsehkritiker nur „Wetten dass...?“ kennen. Nach der Frankfurter Poetik-Vorlesung wird es für solche Un- und Teilkenntnis erst recht keine Rechtfertigung mehr geben.

Vinzenz Hediger

Termine

27. Januar 2015: Wolfgang Rihm
3. Februar 2015: Dominik Graf
 Campus Westend,
 Hörsaalzentrum, HZ 1&2.
 Beginn jeweils um 18 Uhr,
 Eintritt frei.



Wolfgang Rihm. Copyright: Universal Edition Eric Marinitsch

tung, der Bach-Preis der Stadt Hamburg und 2003 der Ernst von Siemens Musikpreis. Seit 1973 wirkt er an der Musikhochschule Karlsruhe und hat dort seit 1985 eine Professur für Komposition inne. Bei den Darmstädter Ferienkursen ist Rihm seit 1973 immer wieder ein viel beachteter Dozent. Er ist Mitglied der Akademien der Künste München, Berlin und

Die Beschäftigung mit anderen Künsten gehört zu den Konstanten von Rihms kompositorischem Denken. Dass neben der Bildenden Kunst die Literatur für ihn eine zentrale Rolle spielt, dafür steht bereits sein „op.1“ aus den Jahren 1968–1970 ein, in dem der junge Rihm „Gesänge“ zu Gedichten von Georg Trakl, Hölderlin, Stefan George, August Stramm, Georg Heym,

Dorniger Weg ins fremde Land

Die Ethnologie-Studentin Julia Scheib erforscht, wie afrikanische Studierende an der Goethe-Universität ihr neues und fremdes Umfeld wahrnehmen und erleben

Nicht nur geographisch gesehen ist der Weg von Afrika nach Deutschland ein weiter, mit schier unüberwindlichen Hürden: Drei bis vier Jahre kann es allein dauern, bis tatsächlich ein Studium in Europa begonnen werden kann, weiß Julia Scheib zu berichten: Ohne Stipendium muss im Heimatland zuerst ein Sprachkurs besucht werden, den man selber bezahlen muss. Ein teurer Flug muss gebucht werden, ohne den kein Visum erteilt wird. Falls sich die Ausstellung der Papiere verzögert, kann der Flug sogar verfallen. Zudem muss für die Dauer des Aufenthaltes im Ausland ein Sicherungskonto in Höhe von ca. 8.000 Euro eingerichtet werden. Stipendienprogramme gibt es nahezu keine mehr, universitäre Partnerschaften sind rar. Was Julia Scheib im Rahmen ihres studentischen Forschungsprojektes von afrikanischen Studierenden, die alle aus einem Land südlich der Sahara

kommen, erfahren hat, ist extrem ernüchternd.

Wenn die Studierenden endlich in ihrem Wunschland angekommen sind, warten weitere Herausforderungen auf sie. Nun gilt es nämlich, Wohnung und Job zu finden. Und nicht zuletzt den ganz normalen Alltag zu bewältigen. Dies sind Fragen, die eine angehende Ethnologin besonders interessieren. In Form einer „teilnehmenden Beobachtung“ interagiert Julia Scheib mit ihrer Zielgruppe: „Ich befrage die Studierenden nicht anhand eines statischen Fragebogens, sondern führe offene Gespräche, begleite die Personen durch ihren Alltag und bin beispielsweise dabei, wenn sie ihr Visum verlängern. Einzelinterviews, aber auch Gruppengespräche stehen auf dem Programm. Viele kulturell und sozial bedingte Eingewöhnungsprobleme haben die Gespräche zutage gefördert. Das Leben ist wesentlich teurer als erwartet – „selbst die

Mensa ist für die meisten zu teuer, denn das Budget für Essen und Kleidung liegt monatlich oft nur zwischen 10 und 50 Euro.“ Aber auch andere, für Frankfurter eher banal klingende Alltagsphänomene können den ausländischen Studierenden das Leben in Deutschland erschweren, wie z.B. die öffentlichen Verkehrsmittel.

Aber, das ist Julia Scheib sehr wichtig, man sollte auch offener auf ausländische Studierende zugehen und vielleicht eigene Vorurteile reflektieren.:

„Die meisten (angehenden) Studenten beklagen einen mangelnden Kontakt zu deutschen Studenten und fühlen sich oft sehr alleine. Viele Angebote der Universität, gerade auch für ausländische Studenten, sind nur unzureichend bekannt oder können wegen Zeitmangel auch gar nicht wahrgenommen werden. Auch in dieser Hinsicht möchte Scheib mit ihrem Forschungsprojekt Aufklärungsarbeit

leisten. Im Rahmen des Studienkongresses UNiVersal, der als Jubiläumsprojekt im Sommersemester 2014 stattfand, konnte Scheib bereits ihre ersten Ergebnisse vorstellen. Mittlerweile ist auch ein Paper dazu in einem Sammelband erschienen. Nächstes Jahr möchte Julia Scheib ihre Bachelor-Arbeit

zum Thema schreiben. Derzeit versucht sie ihre Ergebnisse an der Universität bekannt zu machen. Denn Erkenntnisse, wie sie Julia Scheib zusammengetragen hat, werden für eine Universität, die auch ihre internationalen Studierenden und Dozierenden willkommen heißen möchte, immer wichtiger. *df*



Auf dem Studienkongress UNiVersal. Foto: Julia Wirth

auslandsförderung

Informationen des International Office zu Förderprogrammen für Auslandsaufenthalte

Kontakt für alle unten ausgeschriebenen Programme – sofern nicht anders vermerkt:

International Office
Campus Westend
PEG, 2. Stock

E-Mail:
auslandsstudium@uni-frankfurt.de,
auslandspraktikum@uni-frankfurt.de
➤ www.uni-frankfurt.de/io

Mit ERASMUS+ in Europa studieren

Für das Studienjahr 2015/16 können sich wieder Studierende verschiedener Fachbereiche im derzeit mindestens 2./3. Semester (Master ab 1. Sem.) für ein- bis zweisemestrige Studienaufenthalte an einer europäischen Hochschule bewerben. Eine Übersicht über die ERASMUS+ Programme und die zuständigen Programmbeauftragten ist auf der Webseite des Study Abroad Teams des International Office zu finden. Bewerbungsfrist und -ort: 2. Februar 2015 bei den Programmbeauftragten im Fachbereich

Informationen und Bewerbungsformulare: Programmbeauftragte und International Office

➤ www.uni-frankfurt.de/38298572/erasmus_studyabroad

Semesterstipendien für ein Studium an der University of Birmingham und an der Tel Aviv University 2015/16

Aus Mitteln der Strategischen Partnerschaften kann jeweils ein/e Studierende/r ein Semesterstipendium für ein studiengebührenbefreites Studium an der University of Birmingham (2.825 Euro) und an der Tel Aviv University (4.250 Euro) erhalten.

Kontakt/Bewerbungsstelle:
International Office
Bewerbungsfrist: 3. Februar 2015
Informationen und Bewerbungsformulare: demnächst auf der Homepage des Study Abroad Teams unter Direktaustauschprogramme:

➤ www.uni-frankfurt.de/38298535/direktaustausch_studyabroad

Studium an der Karlsuniversität Prag 2015/16

Im Rahmen der Universitätspartnerschaft Frankfurt-Prag besteht für Frankfurter Studierende aller an der Karls-Universität vertretenen Fachrichtungen die Möglichkeit, ihr Studium durch einen Semesteraufenthalt an dieser zu ergänzen. Der/Die Erstplatzierte erhält ein Semesterstipendium aus Mitteln des Programms Strategische Partnerschaften (2.900 Euro).

Kontakt/Bewerbungsstelle:
International Office
Bewerbungsfrist: 3. Februar 2015
Informationen und Antragsformulare:
➤ www.uni-frankfurt.de/38434915/prag1

Japan-Austauschprogramme 2015/16

Im Rahmen der gesamtuniversitären Austauschprogramme mit dem Center for Japanese Language and Culture der Doshisha University in Kyoto (für Studierende der Japanologie bzw. anderer Fächer mit eindeutigem Japan-Bezug im Studium) und der Osaka University (für Studierende fast aller Fachbereiche) können Studierende der Goethe-Universität ein oder zwei Semester an einer der japanischen Gasthochschulen studieren.

Kontakt/Bewerbungsstelle:
International Office
Bewerbungsfrist: 10. Februar 2015
Informationen und Antragsformulare:
➤ www.uni-frankfurt.de/38298567/japan

Studium in Seoul, Korea 2015/16

Im Rahmen der gesamtuniversitären Austauschprogramme mit verschiedenen Universitäten in Seoul können Studierende der Goethe-Universität einen ein- oder zweisemestrigen Studienaufenthalt bei Befreiung von Studiengebühren an der koreanischen Gasthochschule verbringen oder am Summer Program teilnehmen.

Kontakt/Bewerbungsstelle:
International Office
Bewerbungsfrist: 10. Februar 2015
Informationen und Antragsformulare:
➤ www.uni-frankfurt.de/38434719/korea1

China-Austauschprogramm 2015/16

Studierende der Goethe-Universität haben die Möglichkeit, sich für einen ein- bis zweisemestrigen Studienaufenthalt bei Erlass der Studiengebühren an der Fudan University in Shanghai zu bewerben.

Kontakt/Bewerbungsstelle:
International Office
Bewerbungsfrist: 10. Februar 2015
Informationen und Antragsformulare:
➤ www.uni-frankfurt.de/38434311/china1

DAAD – Jahresstipendien

Der DAAD bietet Jahresstipendien für Studierende aller Fächer für das Studium an einer Hochschule eigener Wahl. Die Bewerber müssen sich um Formalitäten bzgl. der Bewerbungs- und Zulassungsmodalitäten der ausländischen Hochschule selbstständig kümmern.

Kontakt: International Office
Bewerbungsstelle: DAAD
Bewerbungsfristen sind länderabhängig, siehe www.daad.de
Informationen und Antragsformulare:
➤ www.daad.de

Gesetzliche Förderungsmaßnahmen für Studien- und Praxisaufenthalte im Ausland:

Auslands-BAföG

Aufgrund der hohen zusätzlichen Kosten stehen die Chancen auf eine Ausbildungsförderung nach BAföG für einen Studien-/Praktikumsaufenthalt im Ausland wesentlich besser als für eine Inlandsförderung. Bekommt man Auslands-BAföG werden Studiengebühren bis 4.600 Euro im Jahr übernommen.

Kontakt: das je nach Region zuständige Amt für Ausbildungsförderung
Antragsfrist: in der Regel sechs Monate vor Antritt des geplanten Auslandsaufenthaltes
Informationen und Antragsformulare:
➤ www.bafög.bmbf.de

Bildungskredit

Neben bzw. unabhängig von BAföG und unabhängig vom Einkommen der Eltern kann für einen Auslandsaufenthalt – Studium oder Praktikum – ein zinsgünstiger Bildungskredit von 300 Euro pro Monat beantragt werden. Innerhalb eines Ausbildungsabschnittes können mindestens drei, maximal 24 Monatsraten bewilligt werden. Der Kredit ist vier Jahre nach der ersten Auszahlung in monatlichen Raten von 120 Euro an die Kreditanstalt für Wiederaufbau zurückzuzahlen. Der Bildungskredit kann jederzeit schriftlich oder per Internet beantragt werden.

Kontakt: Bundesverwaltungsamt
Antragsfrist: jederzeit
Informationen und Antragsformulare:
➤ www.bildungskredit.de

Die Universität zwischen Humboldt und Humanressourcen

Wissenschaftliche Gesellschaft lädt zu Vortrags- und Diskussionsreihe / Auftakt mit Enrico Schleiff und Werner Plumpe

Wie sieht die Universität der Zukunft aus? Welchen Aufgaben wird sie sich stellen müssen, welche Wege sind die richtigen, um diese Aufgaben zu erfüllen? Oder ist die Universität, wie wir sie kennen, gar in Gefahr? Diesen Fragen sind Enrico Schleiff, Vizepräsident der Goethe-Universität und Professor für Molekularbiologie, und Werner Plumpe, Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Goethe-Universität, beim Eröffnungsvortrag der Veranstaltungsreihe „Zwischen Humboldt und Humanressourcen“ auf den Grund gegangen.

Gibt es sie noch, die Humboldt'sche Vorstellung einer Einheit von Forschung und Lehre? Wird dieses Ideal auch in Zukunft gelten, angesichts von Massenuniversitäten und Mittelknappheit? Im Prinzip ja, aber in der Realität ist das so eine Sache – diesen Eindruck gewannen die Zuhörer bei der Auftaktveranstaltung zur Reihe der Wissenschaftlichen Gesellschaft. Naturwissenschaftler Enrico Schleiff erläuterte, die Ziele der deutschen Universität seien dieselben wie früher: Durch kontinuierliche kritische Forschung aus der freien Grundlagenforschung heraus solle die Wissenschaft einen Beitrag zur Lösung technologischer und gesellschaftlicher Probleme leisten und als Ideengeber fungieren. Das zweite Ziel sei die Lehre im Sinne einer ganzheitlichen Bildung junger Menschen: Die Studierenden sollten befähigt werden, auf selbstbestimmte Weise und auf wissenschaftlichen Erkenntnissen basierend beruflich tätig zu sein. Ergänzt werde das Humboldt'sche Postulat durch die „Third Mission“: die Aufgabe, Wissen in die Gesellschaft zu transferieren und auf diese Weise außerhalb von Forschung und Lehre Verantwortung zu übernehmen – etwa als Think Tanks für die Politik oder als Ort der Diskussion und Bildung für Bürger.

Die Kombination dieser drei Ziele ist Schleiff zufolge nur an der Universität möglich – nicht aber an Fachhochschulen oder Forschungsinstituten. Ob dies auch in Zukunft gelte, das hänge vor allem von den Rahmenbedingungen ab. Und die hätten sich in den vergangenen Jahren deutlich verändert: So schreite die Spezialisierung der Disziplinen rasch voran, die Finanzierung durch den Staat ist immer stärker wettbewerblich orientiert, der Drang, Forschung zu messen und zu standardisieren, wachsen, und die – allenfalls teilinformierte – Öffentlichkeit mische in der Diskussion kräftig mit. Und aufgrund einer „missverstandenen Wertigkeit akademischer Bildung“ wachse der Anteil der Bevölkerung, der eine Hochschulbildung anstrebt.

Auf all diese Rahmenbedingungen gelte es zu reagieren, so Schleiff: Die Wissenschaftler müssten kreativ und dynamisch damit umgehen, aber auch Fehlentwicklungen ansprechen. Sie müssten sich bei der Drittmittelwerbung einbringen und das Thema Internationalisierung voranbringen. Nachwuchswissenschaftlern sollten sie ausreichend Freiraum zugestehen und mit anderen relevanten gesellschaftlichen Bereichen kooperieren. Leitung und Verwaltung der Universitäten wiederum müssten bestmögliche Voraussetzungen für Forschung und Lehre schaffen und dem Staat gegenüber einerseits die notwendigen Autonomieansprüche geltend machen, andererseits auch eine ausreichende Grundausrüstung einfordern. Um auch künftig konkurrenzfähig zu sein, müssten sich die Universitäten spezialisieren. Und Schleiff plädierte für eine Förderung der Internationalisierung durch Ausweitung der Englischsprachigkeit in Lehre und Verwaltung.

Universität als »Ausbildungsstation«?

„In meinem Fall wäre Englisch in der Lehre nicht gut, darunter würde die Wirtschaftsgeschichte leiden“: Werner Plumpe vertrat nicht nur hier eine andere Auffassung. Der Geschichtswissenschaftler zeichnete ein pessimistisches Bild. Es sei zweifelhaft, dass man nur mehr Geld brauche, um die Universität zukunftsfähig zu machen. Ganz Historiker, blickte Plumpe zurück ins 19. und 20. Jahrhundert, als die deutsche Universität eine föderal organisierte Struktur hatte, die um Eliten konkurrierte. Seit den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts habe sich die deutsche Universität zu einer Massenuniversität entwickelt, Eliten seien nicht mehr erwünscht. Die Bologna-Reformen seien quasi eine Antwort auf den Massenandrang. „Wir sind mit dieser unglaublichen Bürokratie nicht glücklich. Die Komplexität des Systems ist kaum noch zu bewältigen“, resümierte Plumpe. Die Differenziertheit der Fächer habe wegen der quantitativen Anforderungen gelitten. Von der Öffentlichkeit werde die Universität vor allem als Ausbildungsstation wahrgenommen, ihre gesellschaftliche Bedeutung sei stark zurückgegangen. Und die Politik? Sie klebe an Begriffen wie Internationalisierung, die nicht hinterfragt würden. Eine übergeordnete Idee von Universität habe sie nicht mehr. Und die Uni-Verwaltungen seien nur noch „Einkommensmaximierer“ und „parametergetriebene Einrichtungen“.

Auch die Professorenschaft nimmt Plumpe nicht von seiner Kritik aus: Die Kollegen verhielten sich angesichts des neuen Anreiz-



Foto: Frank

Zwischen Humboldt und Humanressourcen

Die Reihe wird im Dezember mit folgenden Veranstaltungen fortgesetzt, die jeweils von 16 bis 18 Uhr im Eisenhower-Raum (1. OG, Raum 1.314) im IG-Farben Haus am Campus Westend stattfinden. Der Eintritt ist frei.

11. Dezember 2014

Sprachen und Publikationsformen der Zukunft

Prof. Dr. Peter Janich (Wissenschaftstheorie); Prof. Dr. Dirk Rischke (Theoretische Physik); Moderation: Prof. Dr. Julika Griem (Anglistik).

15. Januar 2015

Wo sind Vorstöße in Neuland zu erwarten?

Prof. Dr. Harald Schwalbe (Biochemie); Prof. Dr. Rainer Forst (Philosophie); Moderation: Prof. Dr. Michael Stolleis (Rechtsgeschichte).

29. Januar 2015

Welche Formen von Forschung und Lehre sind zukunftsträchtig?

Prof. Dr. Volker Mosbrugger (Paläontologie); Prof. Dr. Thomas Duve (Rechtsgeschichte); Moderation: Prof. Dr. Joachim Engels (Biochemie).

systems zunehmend strategisch, was nicht unbedingt im Sinne ihrer wissenschaftlichen Ziele sei. Um an Forschungsgelder zu kommen, müsse man immer wieder Anträge schreiben, zugleich werde man in der Lehre evaluiert und solle auch noch forschen: „Das frisst einen auf“, so Plumpe. Er sehe durchaus die Gefahr, dass die Universität „auseinanderfällt“ und sich auflöse. „Alles in allem glaube ich aber, das System wird einfach weitermachen wie bisher.“

Michael Stolleis, früherer Direktor des Max-Planck-Instituts für Europäische Rechtsgeschichte und Vorstandsmitglied der Wissenschaftlichen Gesellschaft, warf die Frage auf, warum man die Fachhochschulen nicht stärker in die Ausbildung der Studierenden ein-

beziehen könne, um die Unis zu verkleinern, damit sie sich wieder mehr auf ihre eigentlichen Zuständigkeiten besinnen könnten. Das sei für bestimmte Fächer wie Ethnologie oder Geschichte, die einen ungebremsten Andrang erlebten, auch keine Lösung, so Werner Plumpe. Einig waren sich die beiden Vortragenden darin, dass wieder mehr Grundmittel für die Forschung zur Verfügung stehen müssten. „Die Gesellschaft muss sich bewusst sein über den Impact von Forschung auf die Lehre“, so Enrico Schleiff. Und die Wissenschaft dürfe sich nicht mehr in ein Korsett zwingen lassen, um den Anforderungen der Drittmittelwerbung gerecht zu werden.

Anke Sauter

Überforderung der Universitäten? Moderator Prof. Hartmut Leppin (Mitte) im Gespräch mit Prof. Enrico Schleiff (l.) und Prof. Werner Plumpe.

Die „Wissenschaftliche Gesellschaft an der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt“ geht auf eine Straßburger Gründung zurück. Sie zählte schon früh hochrenommierte Gelehrte zu ihren Mitgliedern. 1918 musste sie nach Heidelberg wechseln, und seit 1931 hat sie ihren festen Sitz an der Frankfurter Universität. Dem Ideal ihrer Anfänge gemäß hat sie sich nie in geisteswissenschaftliche und naturwissenschaftliche Klassen aufgespalten, wodurch sie nach wie vor ein Forum für alle Wissenschaftsdisziplinen bietet.

Fortsetzung von Seite 2, Dieter Birnbacher: „Tierversuche – die Sicht eines Ethikers“

legt es nahe, dass die Zulässigkeit belastender Tierversuche wesentlich davon abhängt, in welchem Maß Tiere aufgrund ihrer unterschiedlich ausgeprägten neuronalen Entwicklungsniveaus leidensfähig sind. Um die Leidensfähigkeit von Tieren zu beurteilen, bedarf es dabei jeweils einer Synopse von neuronalen, endokrinologischen und Verhaltensindikatoren nach bestem wissenschaftlichem Kenntnisstand. Für eine Abstufung des ethisch begründeten Tierschutzes kommt insbesondere der Fähigkeit von Tieren zu Selbstbewusstsein Bedeutung zu. Tiere wie Menschenaffen, bei denen aufgrund ihres hohen Entwicklungsstandes von Selbstbewusstsein und einer dadurch erheblich gesteigerten Erlebnisfähigkeit auszugehen ist, müssen besonders geschützt werden.

Nur wenige Tierversuche sind belastend

Tierversuchskritiker berücksichtigen nur selten, dass nur der kleinere Teil der Tierversuche als belastend gelten kann. Die Schätzungen bewegen sich zwischen 6 und 20 %. Ein erheblicher Teil der Versuchstiere wird im Labor gehalten und zur Organentnahme getötet. Außerdem gibt es die Kategorie der finalen Tierversuche, bei der Tiere vor den Versuchen narkotisiert und nach Ende des Versuchs noch in Narkose getötet werden – mit dem Ziel, ihnen leidvolle Empfindungen zu ersparen. Aus Sicht der „Tierschutz“-Position bestehen gegen dieserart Versuche, solange von ihnen biologische und medizinische Erkenntnisfortschritte zugunsten des Menschen zu erwarten sind, keine grundsätzlichen Einwände. Auch die Laborhaltung als solche lässt sich, zumal bei kognitiv niedriger entwickelten Tieren, nicht generell als leidensverursachend betrachten. Häufig leben Tiere in Laborhaltung länger, haben einen besseren Gesundheitszustand und erleiden weniger Verletzungen durch Konkurrenten oder Fressfeinde als bei einem Leben in Freiheit.

Andererseits lassen Befürworter von Tierversuchen häufig außer Acht, dass die Praxis der Tierversuche zum Teil weit hinter den Anforderungen eines konsequent pathozentrischen Tierschutzes zurückbleibt. Als aktuelle Probleme seien hier vor allem die Folgen des *publication bias* und die *mangelnde Erfolgskontrolle* genannt. *Publication bias* führt dazu, dass negative Resultate nicht veröffentlicht werden, so dass Versuche unnötig wiederholt oder von vornherein aussichtslose Forschungsstrategien eingeschlagen werden. Mangelnde Erfolgskontrolle heißt, dass nur selten überprüft wird, ein wie großer Anteil der belastenden Tierversuche tatsächlich Eingang in die – medizinische oder anderweitige – Praxis findet. Während von Tierversuchsbefürwortern immer wieder darauf hingewiesen wird, eine wie große Zahl der in Biologie und Medizin vergebenen Nobelpreise Forschungen galt, die u. a. Tierversuche beinhalteten, stellen die bisher unternommenen Studien zum tatsächlichen Nutzen von Tierversuchen der Tierversuchsforschung ein schlechtes Zeugnis aus. Vieles spricht dafür, dass der menschliche Nutzen von Tierversuchen nicht nur von den Forschern selbst, sondern auch von Kontrollgremien und Genehmigungsbehörden systematisch überschätzt wird.

Tiere sollen nicht verzwecklicht werden / Recht auf Leben

Im Gegensatz zu den Vertretern der „Tierschutz-Position“ stehen Vertreter der „Tierrechts-Position“ Tierversuchen (und nicht

nur den belastenden) sehr viel kritischer gegenüber, da sie eine Abwägung zwischen den Belastungen, die Tieren aus dem Versuch (sowie aus seinen Voraussetzungen, Begleitumständen und Folgen) erwachsen, und menschlichem Nutzen in der Regel grundsätzlich ablehnen. Für die Mehrzahl der gegenwärtigen Tierethiker, die „Tierrechts-Positionen“ vertreten, sind Tierversuche allenfalls in Ausnahmefällen rechtfertigbar, zumindest insoweit sie – wie es überwiegend der Fall ist – Säugetiere betreffen. Entscheidende Prämisse ist dabei, dass Vertreter von „Tierrechts-Positionen“ (höheren) Tieren nicht nur in der Regel ein Recht auf Leben zuschreiben, sondern vielfach auch ein Recht auf Schutz vor jeder Art Verzwecklichung. Es leuchtet ein, dass Tierversuche mit einem Recht auf Nicht-Verzwecklichung durchweg, mit einem Recht auf Leben überwiegend unvereinbar sein müssen. Wird Tieren ein Recht auf Leben im schwachen Sinne zugeschrieben, d. h. im Sinne eines Rechts, nicht getötet zu werden, kann auch ein menschliches Recht auf Leben in demselben schwachen Sinne nur wenig dagegen ausrichten. Nur in wenigen Fällen würde ein Mensch dadurch, dass auf die Tötung von Tieren verzichtet wird, wortwörtlich getötet. In der Regel würde er dadurch, dass ein die Tötung beinhaltender Tierversuch unterlassen wird, lediglich nicht am Leben erhalten.

Sensibilisierung für den Tierschutz nimmt zu / Tiertötung moralisch umstritten

Es ist unübersehbar, dass sich Tierrechts-Positionen gegenwärtig im Aufwärtstrend befinden. Nicht nur hat den letzten Jahren in der Gesellschaft die Sensibilisierung für den Tierschutz insgesamt zugenommen. Auch die zwischen Tierschutz- und Tierrechtsposition strittige Tiertötung – insbesondere die zur Erzeugung von Luxusprodukten wie Fleisch und Pelzen und im Zusammenhang mit Tierversuchen, bedeutend weniger die im Zusammenhang mit Schädlingsbekämpfung – wird zunehmend als moralisch bedenklich empfunden. Ethisch begründeter Vegetarismus und Veganismus finden zunehmend Anhänger, insbesondere in der jüngeren Generation. Das *chicken sexing*, bei dem männliche Eintagsküken massenhaft getötet werden, wird nicht mehr selbstverständlich akzeptiert und ist in einigen Bundesländern verboten worden. Umstritten ist auch die hohe Zahl der Tötungen von gentechnisch veränderten Mäusen für die Tierversuchsforschung, die sich als Fehlzüchtungen oder in anderer Weise für Versuche ungeeignet erweisen und deren weitere Haltung prohibitive Kosten verursachen würde.

Diese Entwicklung hat sich auch in der politischen und juristischen Debatte niedergeschlagen. So findet sich in der Rechtsprechung eine Tendenz, die Tötung eines Tiers als *maximale Schädigung* zu betrachten und damit die Hürden für eine Rechtfertigung so zu erhöhen, dass für die Forschung mit gentechnisch modifizierten Tieren kaum noch Raum bleibt. Denn dadurch, dass die Tötung als eine Schädigung gefasst wird, fällt sie unter den § 7a Abs. 2 Nr. 4 des Tierschutzgesetzes, der u. a. besagt, dass diese „nicht aus Gründen der Arbeits-, Zeit- oder Kostenersparnis zugefügt werden“ dürfen. In demselben Sinne hatte 1985 bereits das Oberlandesgericht Frankfurt am Main geurteilt: Ökonomische Gründe für die Ausfüllung des Begriffs „vernünftiger Grund“ seien nicht ausreichend, „weil bei Anlegung eines allein ökonomischen Maßstabs die Grundkonzeption des Tierschutzgesetzes als eines ethisch

ausgerichteten Tierschutzes aus den Angeln gehoben würde“. Mit der Übertragung des Würdebegriffs auf Tiere allgemein („Würde der Kreatur“) hat diese Tendenz in der Schweiz sogar den Rang einer Verfassungsnorm erlangt.

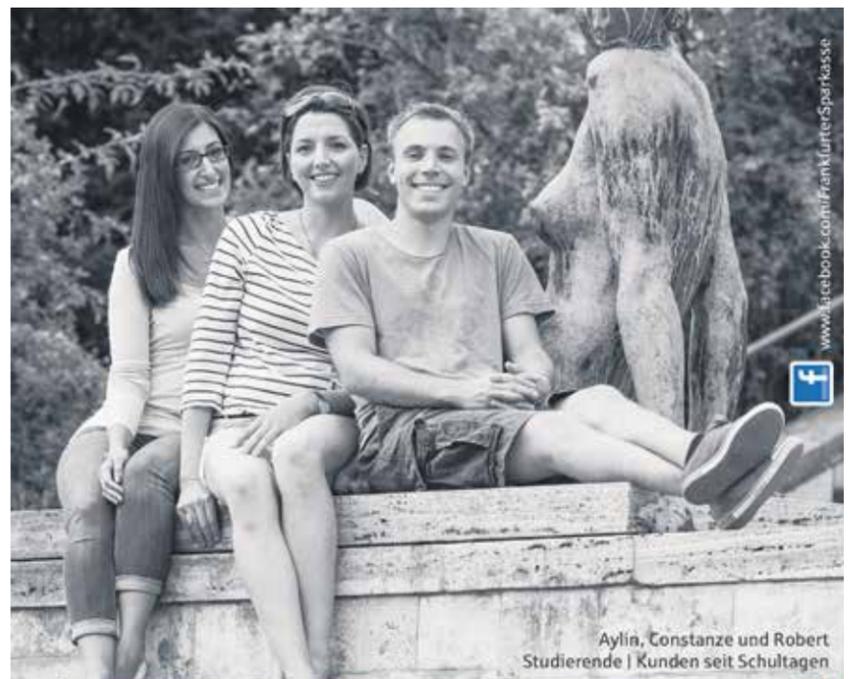
Nicht jeder Tierversuch lässt sich ersetzen

Derselbe Trend findet sich auch in der professionellen Tierethik. So vertritt der bekannte Utilitarist und Kritiker der Massentierhaltung Peter Singer in seinen neueren Veröffentlichungen ein Tötungsverbot nicht nur für die über Selbstbewusstsein verfügenden Menschenaffen, sondern für Säugetiere allgemein. Andere prominente Tierethiker wie Tom Regan erkennen – in der Tradition des Neukantianers Leonard Nelson – höheren Tieren Würde zu und vertreten auf deren Grundlage ein allgemeines Verzwecklichungsverbot, mit radikalen Konsequenzen

für die heute sich rapide und weltweit ausbreitenden Formen der Tiernutzung. Diese ethischen Positionen haben allerdings wenig Aussicht auf Durchsetzung – jedenfalls solange sie nicht nur die Tötung von Tieren zur Fleischerzeugung und im Zusammenhang mit Tierversuchen ausschließen, sondern auch die Nutzung, Züchtung und gezielte Hervorbringung von höheren Tieren als Haus- und Schoftiere.

Solange nicht alle Tierversuche für bedeutende wissenschaftliche und therapeutische Ziele durch Ersatzverfahren ersetzbar sind (diese Situation ist, soweit ich sehe, weiterhin gegeben), würde ein vollständiges Verbot der tierexperimentellen Forschung nach Auffassung der Vertreter von Tierschutz-Positionen (in ihren am häufigsten vertretenen Varianten) die Idee des Tierschutzes überdehnen. Es wäre nur schwer mit der mitmenschlichen Fürsorgepflicht vereinbar.

ANZEIGE



Aylin, Constanze und Robert
Studierende | Kunden seit Schultagen

Unser Leben, unsere Unabhängigkeit, unsere Frankfurter Sparkasse

„Wir wollen frei über unsere Zeit bestimmen. Mit dem Online-Banking der Frankfurter Sparkasse ist das alles kein Problem. Das Internet hat ja immer offen :)“

Probieren geht über Studieren – das kostenlose*
Sparkassen-Privatkonto Young.

* für junge Leute bis zum 26. und für alle in Ausbildung
sogar bis zum 30. Geburtstag; ausgenommen belegte
Aufträge (1,50 EUR pro Auftrag)

Frankfurter
Sparkasse 1822

Bewachen, behüten und bewahren?

Günter Ropohl entwirft in seinem neuen Buch das düstere Bild einer den Einzelnen bevormundenden »Besorgnisgesellschaft«

Herr Prof. Ropohl, Sie sprechen in Ihrem Buch, das den Untertitel trägt „Hintergründe der Tabakbekämpfung“, vom Kreuzzug gegen die Raucher...

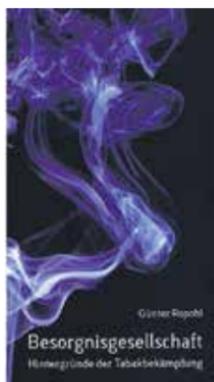
...die Formulierung stammt nicht von mir, sondern von amerikanischen Tabakbekämpfern: „The crusade against tobacco.“

Im Kern machen Sie der Medizin, dem Gesundheitswesen und der Politik den Vorwurf, den Zusammenhang zwischen Tabakkonsum (auch dem passiven) und Krankheit zu monokausal darzustellen.

Die Motivation meiner Beschäftigung waren vor allem wissenschaftliche Behauptungen über die angeblichen Gefahren des sog. „Passivrauchens“. Da ich mich als Forscher lange Zeit mit der Technikfolgenabschätzung beschäftigt habe, konnte ich das kaum fassen. Ich bin tatsächlich zu dem Ergebnis gelangt, dass das ein völlig unbegründeter Alarmismus ist. Zwar werden die Rauchverbote offiziell mit dem Passivrauchen begründet, aber im Prinzip möchte man das Rauchen generell verbieten.

Lassen Sie denn das Argument zu, dass Nichtraucher, unabhängig von den Gesundheitsgefahren, sich vom Rauch belästigt fühlen und daher auf der Verbannung des Rauchens aus öffentlichen Räumen beharren?

Dass ein bestimmter Nichtrauchererschutz eingehalten wird, ist ja prinzipiell in Ordnung. Aber den rauchenden Menschen müssen auch menschenwürdige Plätze für ihre Gewohnheit eingeräumt werden. Raucher müssen heute bei Wind und Wetter draußen stehen. Wenn ich noch an



Günter Ropohl
Besorgnisgesellschaft.
Hintergründe der Tabakbekämpfung.
Berlin: Parodos Verlag 2014

der Uni arbeiten würde, dürfte ich nicht mal mehr in meinem eigenen Dienstzimmer rauchen. Es geht eben, wie ich aufzeigen wollte, nicht um Gesundheitsgefährdung, sondern darum, Ge-

wohnheiten auszutreiben, die gewissen Leuten nicht passen.

Sie sprechen in Ihrem Buch sogar von der Ausgrenzung von Rauchern – geht das nicht etwas zu weit?

Im Falle des Tabakkonsums ist das meines Erachtens wirklich eine Ausgrenzung oder gar Diskriminierung, wenn man, sofern man raucht, vom öffentlichen Leben ausgeschlossen wird. Das hat auch ein Minderheitsvotum des Bundesverfassungsgerichts so gesehen.

Nun sprechen Sie in Ihrem Buch auch über andere Phänomene des Konsums und befürchten eine sich ausbreitende Verbotskultur.

Es gibt genügend andere Bereiche, wo eine bestimmte Art der Besorgnis bereits zu beobachten ist, z. B. die generelle Helmpflicht für Radfahrer oder Rauchmelder in der Wohnung. Ein paar hundert Menschen kommen jährlich beim Wohnungsbrand ums Leben. Wie viele davon durch einen Rauchmelder gerettet werden können, weiß niemand. Die Angst treibt Politik und Verbraucher zu solchen Vorschriften.

Man könnte also sagen, dass die „Besorgnisgesellschaft“ auch eine „Angstgesellschaft“ ist.

Ja, wie das kürzlich auch der Kollege Heinz Bude in einem neuen Buch genannt hat.

Sie zeigen in dem Kapitel über „Werte“ auf, wie die Gesellschaft in den 60ern und 70ern sich von vielen Normen und Verboten gelöst hat, im Zeichen einer neuen Selbstentfaltung und Selbstständigkeit...

...was damals auch zur Raucherlaubnis in Uni-Seminaren geführt hat ... (lacht)

Ein neuer, offener Geist in der Gesellschaft entsteht – aber dann schlägt Ihrer Ansicht nach die Gesellschaft wieder in eine Verbots-gesellschaft um.

Es erscheint ja etwas paradox, dass eine Welt mit recht hohen Sicherheitsstandards in immer höherem Maße von dem Willen geprägt ist, Risiken zu minimieren. Je besser es dem Menschen geht, desto stärker wird wohl die Angst, diesen Status wieder zu verlieren. Zum anderen habe ich den Verdacht, dass es quasi-religiöse Schuldgefühle sind: Man glaubt, sich in Buße üben zu müssen. Eine psychologische Deutung, die allerdings schwer zu beweisen ist.

Ein Problem der heutigen Zeit liegt doch vielleicht auch in der Vielzahl sich oft widersprechender Expertenmeinungen. Wie kann man sich als „Otto Normalverbraucher“ dagegen wappnen?

Die Empfehlung, dem gesunden Menschenverstand zu folgen, ist

nicht immer leicht zu befolgen. Zum einen haben wir heute eine Flut an (selbst ernannten) Ratgebern, zum anderen aber auch Ämter und wissenschaftliche Institutionen, die fortlaufend – um sich wohl selbst zu legitimieren – Warnhinweise ausstoßen. Nicht alles, was die Wissenschaft publiziert, kann Anspruch auf unbezweifelbare Wahrheit erheben.

Spiegelt Ihr Buch vielleicht eine generationsspezifische Sicht auf die heutige Gesellschaft?

Das mag sein. Ich habe den Eindruck, dass bei jüngeren Menschen die Freiheit im Wertekatalog nicht mehr ganz so weit oben steht, wie es bei meiner Generation noch der Fall war.

Werden Sie einen zweiten Band schreiben über die Hintergründe der Alkoholbekämpfung?

(lacht) Ja, das möchte ich nicht ausschließen, aber im Augenblick beschäftige ich mich mit anderen Themen.

Die Fragen stellte Dirk Frank.

Günter Ropohl war bis 2004 Professor für Allgemeine Technologie an der Goethe-Universität.

Linguistik: DFG-Graduiertenkolleg bewilligt

Nach der Verlängerung der DFG-Forschergruppe »Relativsätze«: Linguistik freut sich über GRK »Nominale Modifikationen«

Nachdem im Frühsommer dieses Jahres die im Jahr 2011 gegründete DFG-Forschergruppe „Relativsätze“ um drei weitere Jahre verlängert wurde, bewilligte die DFG dem Institut für Linguistik nun ein Graduiertenkolleg mit der Themenstellung „Nominale Modifikationen“. Das Graduiertenkolleg setzt das von 2000 bis 2010 am Institut für Linguistik arbeitende Graduiertenkolleg „Satzarten“ fort. 12 NachwuchswissenschaftlerInnen erhalten hier die Gelegenheit, ihre Doktorarbeiten im Rahmen eines international renommierten Forschungsumfelds abzuschließen. Ein Austauschprogramm mit der angesehenen University of Pennsylvania in Philadelphia bietet den Promovenden die Chance auf einen Auslandsaufenthalt an einer der linguistisch profiliertesten amerikanischen Universitäten.

Das übergeordnete Ziel des Graduiertenkollegs ist es, in enger

Zusammenarbeit mit der Forschergruppe „Relativsätze“ eine dauerhafte und international sichtbare linguistische Forschungsplattform einzurichten. Eine interdisziplinäre und sprachübergreifende Perspektive auf das Thema der nominalen Modifikation ist hierfür grundlegend.

Nominalphrasen im Sprachvergleich

Nominalphrasen sind sprachliche Gebilde, die in der Regel aus Nomen und Artikel bestehen. Im Deutschen tritt der Artikel im Rahmen einer Nominalphrase nur einmal auf. Es heißt: *das Auto* und nicht *das ein Auto*. Der Aufbau von Nominalphrasen ist Gegenstand sprachübergreifender typologischer Untersuchungen, da es Sprachen gibt, die über kein Artikelsystem verfügen, solche, in denen Artikel vor dem Nomen erscheinen und solche, in denen sie dem Nomen folgen. Eine nominale Modifika-

tion bezieht sich auf eine Nominalphrase. So ist ein *altes Auto* ein Auto, mit der Modifikation, nicht mehr neu zu sein. Schon dieses Beispiel zeigt, dass die Kategorie einer Nominalphrase bei ihrer Modifikation bewahrt, aber ihre Bedeutung verändert wird. In der Regel handelt es sich dabei um eine Bedeutungsverengung – ein *altes Auto* ist ein Auto – aber es gibt auch bemerkenswerte Ausnahmen: ein *angeblicher Mörder* ist noch lange kein Verbrecher. Als Modifikationen können verschiedene syntaktische Kategorien wirksam werden. Im Gegensatz zum Artikel können zu einer Nominalphrase mehrfache und verschiedenartige Modifikationen treten: *das alte Auto*, *das von Peter repariert wird*. Sowohl innerhalb einer Sprache als auch sprachübergreifend weisen nominale Modifikationen unterschiedliche Wortstellungsmuster auf: (*Das alte Auto* vs. *das Auto*, *das alt ist*, *der rote Wein* vs. *il vino rosso*).

Für syntaktische Untersuchungen fruchtbar ist ein Vergleich zwischen Sätzen und modifizierten Nominalphrasen. Sätze benötigen Subjekte, die in ihnen häufig eine bestimmte „thematische“ Rolle erfüllen, die des Agens. So übernimmt *Peter* den aktiven Part in dem Satz: *Peter repariert das Auto*. Thematische Rollen können auch innerhalb modifizierter Nominalphrasen abgebildet werden. In der Nominalphrase *Peters Reparatur des Autos*, trägt *Peter* ebenfalls die Agensrolle. Dies gibt Anlass zu der Vermutung, dass sich die Struktur modifizierter Nominalphrasen in Analogie zur komplexen Strukturbildung von Sätzen analysieren lässt. Ein interessanter Aspekt von Nominalphrasen ist ihre Fähigkeit, aufgrund ihrer so genannten „Informationsstruktur“ diskontinuierlich zu erscheinen, wie in dem Satz: *Autos hat Peter viele repariert*. Im Englischen ist dagegen eine ähnliche Aufspaltung unmöglich.

Hier sind Intonation und Prosodie am Werk.

Vernetzung der Perspektiven

Die Untersuchung nominaler Modifikationen bezieht alle an der Goethe-Universität repräsentierten linguistischen Forschungsschwerpunkte ein: Syntax, Phonologie, Semantik, Psycholinguistik, historische Linguistik und Typologie. Wissenschaftlich ergiebige Resultate sind nur in der Vernetzung dieser Perspektiven möglich. Sie versprechen neue Erkenntnisse über Genese und Gestalt des menschlichen Sprachvermögens. Die Promovenden, die am Institut für Linguistik derzeit ihre Arbeit aufnehmen, werden von der Vernetzung dieser Forschungsschwerpunkte umso mehr profitieren, als die Zusammenarbeit der Goethe-Universität mit der UPenn in Philadelphia dem neuen Graduiertenkolleg eine internationale Forschungsperspektive eröffnet. Matthias Schulze-Biinte

Europa braucht eine neue Flüchtlingsstrategie

Von Tom Koenigs

Große Wanderungen hat es in der Geschichte immer gegeben. Menschen versuchen, vor Hunger und Elend, aber auch vor Unterdrückung und Terror zu flüchten. Die Flüchtenden aufzunehmen und mit ihnen gemeinsam neue Lebenschancen zu entwickeln zählt zu den Kernaufgaben jeder menschenrechtlich orientierten Politik.

Europa und Deutschland sind davon weit entfernt. Das hat viele Gründe. Offenbar sind arme Gesellschaften häufig großzügiger und menschenfreundlicher als reichere – vielleicht, weil wir glauben, mehr zu verlieren zu haben, während wir in Wahrheit problemlos mehr verschenken könnten. Vielleicht fürchten wir uns auch, weil uns die Zuwanderer aus den aktuellen Krisenregionen manchmal sehr fremd erscheinen.

So schottet sich Europa ab. Die südliche Grenze mit dem Mittelmeer ist inzwischen zur tödlichen Falle geworden, in den anliegen-

den Regionen werden die Durchzügler in jeder Weise missbraucht. Und selbst wenn sie das diesseitige Ufer in Griechenland oder Bulgarien erreicht haben, werden sie häufig erneut Opfer von Menschenschmugglern und unwilligen Behörden, die ihre Verpflichtungen nicht wahrnehmen.

Aber das ist nur ein Teil des Bildes. Anders als vor 20 Jahren antworten in Deutschland diesmal zehntausende Bürgerinnen und Bürger auf den Anstieg der Asylbewerber-Zahlen mit aktivem Mitgefühl. Flüchtlingsinitiativen vermitteln zwischen Zuwanderern und „Einheimischen“ – die in vielen Fällen ebenfalls erst ein paar Jahre oder Generationen auf dem heutigen deutschen Staatsgebiet zuhause sind. Viele Behörden fördern inzwischen dieses enorme Engagement. Sie haben die alte Vorstellung hinter sich gelassen, man müsse die Asylbewerber nur schlecht genug behandeln, damit sie zurückgehen, und gehen aktiv und kompetent ihren Aufgaben nach. Die deutsche Gesellschaft ist

offener und angstfreier geworden, das wirkt sich positiv auf ihre Gastfreundschaft aus.

Die Politik allerdings hinkt noch immer hinterher. Es sind vor allem drei Versäumnisse, denen die aktuelle Krise zu verdanken ist.

So gibt es in der EU und ihren Mitgliedstaaten keine solidarische europäische Asylpolitik. Stattdessen werden die Institutionen in den südlichen EU-Ländern mit dem Ansturm weitgehend allein gelassen. Anstatt sich massiv für europäische Solidarität einzusetzen, tragen die Erstaufnahmeländer ihrerseits den Konflikt auf dem Rücken der Flüchtlinge aus und versuchen, diese in irgendeiner Form an die nördlichen Regionen weiterzuschicken. Die humanitären Kosten dieser bürokratischen Skrupellosigkeit sind immens.

Es gibt, zweitens, kein strategisches Konzept für die Einwanderungsgesellschaft, die wir längst – und das mit guten Gründen – sind. Europa und auch Deutschland brauchen Einwanderung. Gleichzeitig gehen wir von der Fiktion geschlossener Grenzen aus – eigentlich darf niemand kommen, es sei denn, er habe einen 150-prozentigen Berechtigungstitel, den er oder sie aber fast immer erst in Deutschland selbst erwerben kann. Einwanderer und Flüchtlinge müssen sich deshalb ständig an den gesetzlichen Regelungen vorbei bewegen. Eine positive Willkommenskultur für erwünschte Zuwanderer sieht anders aus. Gut gestaltet könnte sie aber einen Teil der illegalen Flüchtlingsströme in legale Einwanderung verwandeln.

Der dritte Punkt ist der komplizierteste. Was tun wir, was tut die EU, um die Lage in den Herkunftsländern zu verbessern? Wie unterstützen wir die Nachbarländer der Konfliktherde, die den Großteil der Flüchtenden aufnehmen? Wie kann die Lage in den Transitländern verbessert werden, in denen Flüchtlinge oft schlimmsten Misshandlungen ausgesetzt sind? Der Traum handelt von einem Deutschland, das – nach all dem, was es angerichtet hat – auf genuin politische Gestaltung verzichtet. Anstatt durch eine aktive, menschenrechtsorientierte Außenpolitik die Situation in den Nachbarregionen zu verbessern soll Deutschland, so eine Vorstellung, die von der CSU bis zur Linken reicht, als Wirtschaftsmacht einen Weltmarkt mit Gütern versorgen, der von anderen Mächten geordnet wird. Die Ambivalenz im Verhältnis vieler Deutscher zu den USA entsteht aus dieser Vorstellung. Geordnet soll schon werden, irgendwer muss es ja auch tun, aber so, wie die Amerikaner das machen, ist es natürlich nicht richtig.

Damit soll nicht bestritten werden, dass eine Kritik etwa der amerikanischen Nahost-Politik gute Gründe haben kann. Die Konsequenz wäre aber, dass Deutschland selbst, im Rahmen von EU und VN, dann eine aktive politische Rolle übernehmen müsste. Dass damit eine Modernisierung, d. h. eine Reduzierung von Gewalt, stärkere politische Impulse, mehr Verständnis für kulturelle Differenz und eine nachhaltige Wirtschaftsentwicklung – mit anderen Worten: eine konsequente Orientierung an



Tom Koenigs. Foto: privat

den Menschenrechten – einhergehen müsste, versteht sich von selbst.

Im Nahen Osten und in den afrikanischen Krisenregionen haben sich Millionen auf den Weg gemacht. Die wenigsten von ihnen möchten in Flüchtlingslagern wohnen, ihre Länder verlassen oder gar nach Europa kommen. Ihnen durch humanitäre Hilfe und aktive politische Gestaltung ihre Situation zu erleichtern und, wo nötig, das Bleiben zu ermöglichen, wäre eine Option einer solidarischen und strategischen Europäischen Politik, die das Schwergewicht dieser potentiellen Großmacht in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft wirksam werden lässt. Stattdessen zerreibt und spaltet sich die Europäische Union in kleinlichsten Konflikten. Wenn Deutschland nicht als Impulsgeber tätig wird, kann auch die Flüchtlingsproblematik nicht verantwortungsvoll und auf der Basis der Menschenrechte gelöst werden.

Frankfurter Bürgeruniversität

Diskussionsreihe »Alles nur Schwarzmalerei? Schlaglichter globaler Krisen«

Tom Koenigs, menschenrechtspolitischer Sprecher der Fraktion Bündnis 90/ Die Grünen, sitzt am 26. Januar mit auf dem Podium, wenn es um die Frage geht „Welche Einwanderungspolitik braucht Deutschland?“. Mit Koenigs diskutieren dann Pater Balleis (Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes) und Prof. Dietrich Thränhardt (Migrationsforscher, Universität Münster).

➤ www.buerger.uni-frankfurt.de



Délibérer, participer, représenter

Der sechste Alfred Grosser-Gastprofessor ist der Pariser Politikwissenschaftler Yves Sintomer

Wir dürfen einen spannenden Kollegen einladen, der mit den Studierenden und den Bürgern der Stadt über brennende Fragen der Gesellschaft diskutieren wird“, sagte Vizepräsidentin Prof. Dr. Tanja Brühl bei der Vorstellung. Ziel der ‚Alfred Grosser-Gastprofessor für Bürgergesellschaftsforschung‘ sei es, „die Forschung und den öffentlichen Diskurs über die Bürgergesellschaft am Standort Frankfurt voranzubringen und international sichtbar zu machen“, so Brühl. Dafür sei kein besserer Partner vorstellbar als die Stiftung Polytechnische Gesellschaft, die auf Anregung der Deutsch-Französischen Gesellschaft von Anfang an die Finanzierung der Gastprofessur übernommen hat.

Genau wie dem in Frankfurt geborenen Publizisten, Politologen und Soziologen Alfred Grosser liegen auch Sintomer die deutsch-französischen Beziehungen am

Herzen. Der Professor, der fließend gut deutsch spricht, ist der Goethe-Universität schon länger als Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Instituts für Sozialforschung (IFS) verbunden.

„Es geht Frankreich strukturell und politisch nicht gut“, führte Sintomer aus. „Marine Le Pen ist als neue Präsidentin möglich.“ Die Politik reagiere verspätet auf gesellschaftliche Entwicklungen wie etwa die Kraft von Bürgerbewegungen durch die Vernetzung und Kommunikation über Internet. Viele Themen wie Wissenschaft und Technologie würden sich außerhalb der Politik entwickeln, Fragen wie die zunehmende soziale Ungleichheit nach neuen Lösungen verlangen.

„Noch ist die Demokratie stabil, aber wie lange noch?“, fragte er. „Die Herausforderungen für Frankreich sind heute die gleichen wie für alle westeuropäischen Länder und Südeuropa. Wir brauchen

neue Visionen, um die Werte der alten Demokratien zu verteidigen.“ Dabei lohne sich ein Blick auf neue Demokratien in Lateinamerika oder Tunesien. Trotz unterschiedlicher politischer Kulturen seien sich Deutschland und Frankreich sich heute so ähnlich wie nie, sagte er. „Es gibt bei der Gestaltung von Europa keine Alternative zu diesen Ländern.“

Alfred Grosser hat als Namenspatron und zugleich erster Vertreter der 2009 initiierten Gastprofessur Sintomer schon per Karte zu seiner neuen Aufgabe gratuliert. „Alfred Grosser wird am 1. Februar 2015 seinen 90. Geburtstag feiern“, hob der Vorstandsvorsitzende der Stiftung Polytechnische Gesellschaft, Dr. Roland Kaehlbrandt, hervor. „Die Beschäftigung mit dem deutsch-französischen Verhältnis in diesem Wintersemester wird so zugleich zu einer Würdigung seiner Leistungen als zentra-

ler Wegbereiter der deutsch-französischen Aussöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg.“

Programmkoordinatorin Prof. Dr. Birgit Blättel-Mink würdigte Yves Sintomer als international anerkannten Experten für die aktuellen Herausforderungen, denen demokratische Staatssysteme ausgesetzt sind. „Wie können alte von neuen Demokratien lernen?“, umriss sie das Thema des öffentlichen Vortrags am 29.1. Schwerpunkte des Professors für Politikwissenschaft an der Universität Paris 8 und Senior Fellow des Institut Universitaire de France seien die theoretische Fundierung deliberativer Demokratie, die Ausprägungen partizipativer Demokratie in Europa und die Veränderung der politischen Repräsentation in Frankreich, Deutschland, Brasilien und China. „Eine große Rolle spielen für mich dabei die Schriften von Jürgen Habermas, insofern freue ich mich besonders

über meinen Aufenthalt in Frankfurt“, sagte Sintomer. Neben Habermas basiert seine Forschung auf den Werken von Marx und Weber, außerdem auf dem Ansatz der ‚global history‘, der sich mit historischen Fragestellungen in weltübergreifender Perspektive beschäftigt. In Deutschland publizierte er zuletzt zwei Bücher über Bürgerhaushalte.

Julia Wittenhagen

Im Rahmen der Gastprofessur findet folgende öffentliche Veranstaltung statt:

„Die Krise der repräsentativen Demokratie – Frankreich und Deutschland im Vergleich“
Bürgervorlesung von Prof. Dr. Yves Sintomer (in deutscher Sprache).
Donnerstag, 29. Januar 2015,
19 Uhr, PEG-Gebäude, Raum 1.G 192,
Campus Westend, Grüneburgplatz 1,
60323 Frankfurt am Main

Ein Kampf mit Verneigung

Bei der Kampfsportart Ju-Jutsu wird am Zentrum für Hochschulsport nicht nur Selbstverteidigung gelehrt, sondern auch, wie man damit verantwortungsvoll umgeht

Es wird geworfen, getreten und geschlagen. Und doch geht es in der Halle am Zentrum für Hochschulsport alles andere als brutal zu. Barfuß, den weißen Kittel mit dem schwarzen Gürteln um den Leib geschlungen, tritt Ju-Jutsu-Trainer Torsten Kastl in die Mitte seiner Schüler und demonstriert eine Abfolge von Schlägen und Griffen. Dann tritt er zurück, verneigt sich respektvoll und überlässt die Matte den Schülern, die sich paarweise daran machen, sich an den Armen zu packen. Schläge, Tritte und Wurftechniken sind allerdings nur ein Teil dessen, was die Schüler im Ju-Jutsu lernen, denn Torsten Kastl, Ju-Jutsu-Trainer am Zentrum für Hochschulsport, geht es vor allem darum, dass die Schülern lernen, mit ihrem Wissen verantwortungsvoll umzugehen. „Es gibt einen Satz, den ich meinen Schülern immer sage: *Mit dem, was wir hier lernen, soll es nicht nur für mich, sondern auch für andere sicherer werden*“, sagt Torsten Kastl. „Wenn ich lerne mich zu verteidigen, muss ich auch lernen, solche Situationen zu erkennen und zu vermeiden.“

Respekt und Verantwortung

Der Kampfsport Ju-Jutsu entstand zwischen 1967 und 1969 auf Anfrage des deutschen Bundesinnenministeriums, das für die deutschen Sicherheitskräfte eine alltagstaugliche Technik der waffenlosen Selbstverteidigung suchte. Ein Gremium des deutschen Dan-Kollegiums, also der Schwarzgürtelträger, entwickelte daraufhin ein System,

das Kampftechniken aus Aikidō, Judo und Karate kombiniert. Da das Ergebnis große Ähnlichkeit zu Jiu-Jitsu hatte, einer Technik der japanischen Samurai, nannte man den Sport Ju-Jutsu. Bei dieser *sanften Kunst* dominieren sogenannte *sanfte* Techniken wie Bewegungslehre oder Hebel- und Wurftechniken gegenüber Tritten und Schlägen.

„Das Ju-Jutsu kennt eine ganze Bandbreite von Techniken, mit denen man sich effektiv verteidigen kann“, sagt Torsten Kastl. „Ich würde aber trotzdem nicht sagen, dass ich überwiegend Selbstverteidigung unterrichte. Im Ju-Jutsu geht es um Respekt und Verantwortung gegenüber dem anderen – das lernt man ganz automatisch, wenn man den Sport langfristig ausübt. Die Fähigkeit zur Selbstverteidigung ist dann fast automatisch ein Nebenaspekt.“

Torsten Kastl versucht daher, seine Schüler so für den Sport zu begeistern, dass sie dabei bleiben. Und das mit Erfolg. Die Kurse am Zentrum für Hochschulsport sind gut besucht. Viele Schüler schnuppern aus Neugier rein und bleiben. So wie Ivan (29). Der Ethnologiestudent ist seit etwa einem Jahr dabei und hat bereits die Prüfung für den gelben Gürtel abgelegt. Beim Ju-Jutsu begeistert ihn vor allem die vielfältigen Bewegungsabläufe. „Das ist nicht wie im Fitnessstudio, wo man nur einzelne Partien des Körpers trainiert“, sagt Ivan. „Ju-Jutsu ist allround-Fitness. Es braucht vor allem Ausdauer und Flexibilität. Kraft ist dabei gar nicht



Auf dem Weg zum schwarzen Gürtel: Sophie mit ihrem Trainer Torsten Kastl. Foto: Gärtner

so wichtig, wenn man die Techniken beherrscht.“ Auch Sophie (24) ist von Ju-Jutsu ganz begeistert. Die Studentin der Wirtschaftswissenschaften hatte schon immer Lust, eine Kampfsportart zu lernen. Auch sie probierte Ju-Jutsu am Zentrum für Hochschulsport aus und blieb. Mittlerweile ist sie im dritten Jahr dabei und möchte es bis zum schwarzen Gürtel schaffen. „Ich mag vor allem das Klima in der Gruppe, sagt sie. „Das Verhältnis von Männern und Frauen ist sehr ausgewogen. Und unser Trainer Torsten Kastl hat einfach eine tolle Art, den Sport rüberzubringen.“

Für Torsten Kastl ist Ju-Jutsu nicht nur Sport, sondern Lebenshaltung. Auch er hatte Ju-Jutsu am Zentrum für Hochschulsport kennengelernt. Das war 1986, als er an der Goethe-Universi-

tät Wirtschaftswissenschaften studierte. Sieben Jahre später legte er die Prüfung zum schwarzen Gürtel ab. Seitdem unterrichtet er und verbringt in der Woche mindestens zehn Stunden auf der Matte. „Ich habe von dem Sport vor allem Gelassenheit und die Freude an Bewegung gelernt. Das versuche ich auch an meine Schüler weiterzugeben.“ *Melanie Gärtner*

Das Training findet in diesem Semester jeden Dienstag und Freitag statt. Anfänger trainieren von 17.00-18.30h, Fortgeschrittene von 19.00-20.30h. Infos und Anmeldung unter: <http://zfh-db.sport.uni-frankfurt.de>

Kreative treffen sich im virtuellen Raum

Wettbewerb von Buchmesse und Goethe-Unibator: Projekt Oetinger34 gewinnt einen der ersten Preise

Ins Internet werden heute massenhaft Texte, Bilder und Musik hochgeladen, die vom User jederzeit abgerufen und interaktiv genutzt werden können. Dass aber auch der kreative Prozess zur Erstellung eines Produktes im Netz stattfindet, ist sicherlich ein noch neuer Ansatz. Oetinger34, ein Projekt des renommierten Verlages Friedrich Oetinger, ist eine Online-Community, die Kreative mit Junior-Lektoren und auch Lesern zusammenbringt. Die Idee: Guter Content kann entstehen, wenn die Möglichkeiten digitaler Produktion und Kommunikation kollaborativ genutzt werden. Tea Herovic, Projektmanagerin bei Oetinger34, erläutert den Ablauf: „Zuerst muss man sich bewerben. Dabei müssen Talent und Motivation nachgewiesen werden. Nach erfolgreicher Bewerbung kann auf der Plattform vom Autor oder Illustrator ein Projekt eröffnet werden. Das kann ein Bild oder ein Text sein.

Dann werden die anderen notwendigen Rollen für die Entwicklung des Buches ausgeschrieben, worauf sich Leute aus der Community bewerben können. Oder der Kreative stellt sich selber sein Team zusammen.“ Die Projekte entstehen zunächst unter Ausschluss der Öffentlichkeit mit einer eigens programmierten Software namens Weißraum. Sie ist browserbasiert,

lässt sich also über jede Internetverbindung aufrufen, und zeigt das entstehende Werk schon in etwa so, wie es nachher aussehen soll. Das fertige Werk wird schließlich zum Voting eingereicht. Die komplette Community votet dann, das Oetinger34-Lektorat sichtet schließlich die besten Ideen. „Bisher war Self-Publishing der große Gegenspieler zum klassischen Verlagsge-

schäft. Oetinger34 ist ein neuer Ansatz, der das Beste aus digitalem und klassischem Publizieren zusammenführt“, sagt Tea Herovic. Sieht sie in dieser Verlagerung des Prozesses ins Virtuelle das Zukunftsmodell im Verlagswesen? „Das eindeutig zu beantworten ist schwierig, zunächst ist Oetinger34 als ein mutiges Experiment zu sehen. Manche Autoren sind für diesen Weg offen, andere bevorzugen den klassischen Weg. Mittlerweile sind knapp 300 Kreative auf unserer Plattform.“ Obwohl das Projekt erst im Frühjahr 2014 an den Start gegangen ist, konnten im Rahmen des ersten Votings bereits vielversprechende Ideen ermittelt werden. Sechs von ihnen – Kinder-, Jugend- und Bilderbücher – werden im kommenden Jahr als Print und E-Books erscheinen. *df*

2. Digital Publishing Creative Ideas Wettbewerb

Im Rahmen der Frankfurter Buchmesse 2014 wurden zwei erste Preise vergeben: Der Preis in der Kategorie „Intrapreneurship“ ging an Oetinger34, den Preis in der Kategorie „Entrepreneurship“ erhielt das italienische Unternehmen Tworeads, das einen referenzbasierten Empfehlungsalgorithmus für Sachbücher präsentierte und damit gegenüber Amazon eine vielversprechende Alternative anbietet. Der Digital Publishing Creative Ideas Wettbewerb wird von der Frankfurter Buchmesse gemeinsam mit dem Goethe-Unibator, dem Gründerzentrum der Goethe-Universität, ausgerichtet, und fand 2014 zum 2. Mal statt.

Mehr Infos unter www.goetheunibator.de

www.oetinger34.de

Impressum

Herausgeber

Der Präsident der Goethe-Universität
Frankfurt am Main
V. i. S. d. P. Dr. Olaf Kaltenborn (ok)

Redaktion

Dr. Dirk Frank (df)
frank@pvw.uni-frankfurt.de
Alexander Theil (Assistent)
a.theil@vdv.uni-frankfurt.de

Abteilung

Marketing und Kommunikation

Grüneburgplatz 1
60323 Frankfurt am Main
Tel: (069) 798-12472 /-23819
Fax: (069) 798-763 12531
unireport@uni-frankfurt.de
www.uni-frankfurt.de

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Julia Wittenhagen, Dr. Stefanie Hense,
Melanie Gärtner, Dr. Anke Sauter,
Tamara Marszalkowski, Ina Christ,
Dr. Anne Hardy, Imke Folkerts, Eva Kammann

Anzeigenverwaltung

CAMPUSERVICE

Axel Kröcker
Rossertstr. 2
60323 Frankfurt am Main
Tel: (069) 715857-124
Fax: (069) 715857-20
akr@uni-frankfurt.campuservice.de

Gestaltung

Nina Ludwig M. A.
Goethe-Universität Frankfurt am Main
Mitarbeit: Dagmar Jung-Zulauf

Korrektur

Hartmann Nagel Art & Consulting
August-Siebert-Str. 12
60323 Frankfurt am Main

Druck

Frankfurter Societäts-Druckerei
Druckzentrum Mörfelden
Kuhhessenstraße 4-6
64546 Mörfelden-Walldorf

Vertrieb

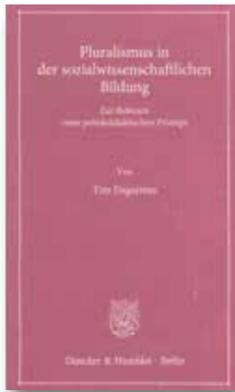
HRZ Druckzentrum der Universität
Senckenberganlage 31
60325 Frankfurt am Main
Tel: (069) 798-23111

Der UniReport ist unentgeltlich. Für die Mitglieder der VFF ist der Versandpreis im Mitgliedsbeitrag enthalten. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung des Herausgebers und der Redaktion wieder. Der UniReport erscheint in der Regel sechs Mal pro Jahr. Die Auflage von 15.000 Exemplaren wird an die Mitglieder der Universität Frankfurt verteilt. Für unverlangt eingesandte Artikel und Fotos wird keine Gewähr übernommen. Die Redaktion behält sich Kürzungen und Angleichungen an redaktionelle Standards vor. Urheber, die nicht erreicht werden konnten, werden wegen nachträglicher Rechteabgeltung um Nachricht gebeten.



Kein langes Suchen mehr

An sechs Standorten liegt der UniReport in „Dispensern“ aus, die zeitnah mit den neuen Ausgaben bestückt werden. Die im Design des UniReport gehaltenen Zeitungsstände findet man an folgenden Orten: Campus Westend – Gebäude PA, im Foyer/Treppenaufgang; Hörsaalzentrum, Ladenzeile; Gebäude PEG, Foyer; Gebäude RuW, Foyer; House of Finance, Foyer. Campus Riedberg – Gebäude N, Foyer vor Mensaeingang.



Tim Engartner
Pluralismus in der sozialwissenschaftlichen Bildung
 Zur Relevanz eines politikdidaktischen Prinzips

Duncker & Humblot 2014, Berlin
 55 Seiten, kartoniert, 9,90 Euro



Lisette Gebhardt, Evelyn Schulz (Hrsg.)
Neue Konzepte japanischer Literatur?
 Nationalliteratur, literarischer Kanon und die Literaturtheorie

EB-Verlag, Berlin, 2014
 342 Seiten, gebunden, 20,00 Euro



Matthias Jahn
Zur Rechtswirklichkeit der Pflichtverteidigerbestellung
 Eine Untersuchung zur Praxis der Beordnung durch den Strafrichter nach § 140 Abs. 1 Nr. 4 StPO in der Bundesrepublik Deutschland

De Gruyter, Berlin, 2014
 320 Seiten, gebunden, 149,95 Euro



Dieter Nittel, Julia Schütz, Rudolf Tippelt
Pädagogische Arbeit im System des lebenslangen Lernens
 Ergebnisse komparativer Berufsgruppenforschung

Beltz Juventa 2014, Weinheim/Basel
 289 Seiten, kartoniert, 29,95 Euro



Benjamin Ortmeyer
Jenseits des Hippokratischen Eids
 Josef Mengele und die Goethe-Universität

Protogoras Academicus 2014,
 Frankfurt am Main
 154 Seiten, kartoniert, 14,80 Euro

Die Prinzipien des Pluralismus zu erkennen hieße der sozialwissenschaftlichen Theorien-, Paradigmen- und Wertevielfalt den Boden zu entziehen. Pluralismus kann im Kontext sozialwissenschaftlicher Bildung nur im Zusammenspiel der sozialwissenschaftlichen Teildisziplinen existieren. Das heißt, die Legitimität konkurrierender Ideen, alternativer methodologischer Zugänge und verschiedener disziplinärer Interpretationen müsse anerkannt werden.

Der vorliegende Band zeigt die Vorzüge einer von Pluralismus geprägten sozialwissenschaftlichen Bildung auf und untersucht die Risiken monistischer Deutungsmuster. Engartner sieht ein solches Risiko vor allem in der übermäßigen Gewichtung der Ökonomie, welche er in sogenannten Integrationsfächern wie „Politik und Wirtschaft“ und „Gemeinschaftskunde“ manifestiert sieht. Die wirtschaftswissenschaftliche Perspektive müsse gleichgewichteter Teil der klassischen Trias von Politik, Soziologie und Ökonomie bleiben, sodass ökonomische Bildung auch weiterhin nicht über monoperspektivische Erklärungsmuster geschieht. Warum dem so ist, und benachbarte Fragen, beantwortet Engartner in diesem Plädoyer für den Pluralismus.

Tim Engartner ist Professor für Didaktik der Sozialwissenschaften mit dem Schwerpunkt „Schulische Politische Bildung“ am Institut für Politikwissenschaft der Goethe-Universität sowie Direktor der Akademie für Bildungsforschung und Lehrerbildung.

Der vorliegende Band dokumentiert den aktuellen Forschungsstand der deutschsprachigen Japanologie. Insgesamt zehn Aufsätze widmen sich Themen, Konzepten und Formen japanischer Literatur und Kultur vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis in die Gegenwart. So werden tradierte Tropen moderner Literatur wie die des Flaneurs im Kontext japanischer und internationaler Stadtdiskurse besprochen, sowie auch beispielsweise die Rolle und der Einfluss weiblicher Autorinnen nach 1989. An anderer Stelle wird, vor dem Hintergrund einer aus Okinawa gegen das Zentrum Tokio schreibenden Szene, die Validität des Konzepts einer japanischen Nationalliteratur in Frage gestellt. Vor allem aber widmet sich der Band der Dreifach-Katastrophe vom 11. März 2011, auf die hierzulande schlicht mit dem Begriff „Fukushima“ Bezug genommen wird. Wo steht das Land? Wo die Lyrik und Literatur, wo das Theater? Zwischen Traumaverarbeitung und Gesellschaftskritik stellt sich einer weiteren Generation die wiederkehrende Frage: Wie schreibt man über das Unbeschreibliche?

Lisette Gebhardt ist Professorin der Japanologie (Kultur- und Literaturwissenschaft) an der Goethe-Universität. Aktuelle Forschungsprojekte sind der japanische Prekariatsdiskurs sowie die Reaktion der Literatur- und Kulturszene auf „Fukushima“.

Evelyn Schulz ist Professorin für Literatur und Literaturgeschichte am Japan-Zentrum der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Das Werk enthält die von der „Forschungsstelle Recht und Praxis der Strafverteidigung“ an der Goethe-Universität erstellte empirische Studie zur Rechtswirklichkeit der Beordnung des Verteidigers nach dem neuen, seit 2010 geltenden Recht. Die Monografie fasst die Ergebnisse der Befragung von gut 3.300 Verteidigern zusammen. Sie kommt insbesondere zu folgenden Ergebnissen: 80 % der Strafverteidiger halten eine Vorverlagerung des Bestellungszeitpunkts auf den Zeitpunkt des sogenannten Vorführungstermins (Paragraphen 115, 115a StPO) beim Ermittlungsrichter für zwingend notwendig oder zumindest für wünschenswert. Die derzeitige Rechtslage reagiere zu spät auf die Ausnahmesituation, in der sich der Beschuldigte befindet. Auswahlkriterien bei der Beordnung waren nach den Erfahrungen der Praktiker u. a. auch, ob ein Rechtsanwalt zum persönlichen Bekanntenkreis des Ermittlungsrichters gehört (so 54,0 % der Verteidiger) und ob er einen Verteidigungsstil ohne Konfliktbereitschaft oder auch nur -fähigkeit pflegt (so 16,4 % der Verteidiger). Über ein Drittel der Verteidiger hat die Erfahrung gemacht, dass die Gerichte im Regelfall einen Wechsel zum Verteidiger des Vertrauens in Fällen einer sog. „Verlegenheitswahl“ in der plötzlichen Haftsituation nicht unter vereinfachten Voraussetzungen zulassen.

Prof. Dr. Matthias Jahn ist seit 2013 Inhaber des Lehrstuhls für Strafrecht, Strafprozessrecht, Wirtschaftsstrafrecht und Rechtstheorie an der Goethe-Universität.

In dem komparativ angelegten Forschungsprojekt „Pädagogische Erwerbsarbeit im System des lebenslangen Lernens“ wurden die Zusammenarbeit, die beruflichen Selbst- und Fremdzuschreibungen sowie die Einstellungen zum lebenslangen Lernen unterschiedlicher pädagogischer Berufsgruppen empirisch analysiert. Das vorliegende Buch dokumentiert die Ergebnisse jahrelanger Forschung, deren spezielle Ausrichtung – anders als in der Vergangenheit – eine strikt vergleichende Perspektive ist, durch die die verschiedenen Berufsgruppen gegenübergestellt werden, statt sie getrennt voneinander zu betrachten. Das wissenschaftliche Interesse konzentriert sich dabei fast ausschließlich auf den Binnenbereich des Erziehung- und Bildungssystems. Über 1.600 ErzieherInnen, LehrerInnen unterschiedlicher Schulformen, MitarbeiterInnen der Erwachsenenbildung und der außerschulischen Jugendbildung sowie auch HochschullehrerInnen wurden im Rahmen der Studie befragt. Besonderes Interesse gilt der faktischen Orientierungskraft des lebenslangen Lernens der pädagogischen Berufsgruppen.

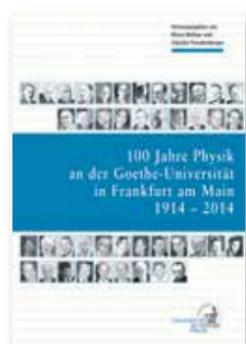
Dieter Nittel ist Professor im Fachbereich Erziehungswissenschaften der Frankfurter Goethe-Universität.

Julia Schütz ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin am College der Leuphana Universität Lüneburg.

Rudolf Tippelt ist Professor für Allgemeine Pädagogik und Bildungsforschung am Institut für Pädagogik der Ludwig-Maximilians-Universität München.

Josef Mengele promovierte 1938 an der Goethe-Universität unter Otmar von Verschuer, dem Leiter des 1935 gegründeten „Instituts für Rassenhygiene und Erbbiologie“, mit einer Arbeit zu „Sippenuntersuchungen bei Lippen-Kiefer-Gaumenpalte“. Nach Kriegsbeginn ist er zunächst Truppenarzt sowie Rassengutachter der SS und nimmt in dieser Funktion ab 1942 am „Russland-Feldzug“ teil. 1943 wird Mengele Lagerarzt im KZ Auschwitz-Birkenau, wo er jene Verbrechen beging, die seinen Namen heute synonym mit den Gräueltaten der Nazis machen. Nach Kriegsende floh er nach Südamerika und konnte sich bis zu seinem Tod durch einen Badeunfall im Jahre 1979 erfolgreich jedweder Strafe entziehen. Der 1981 von der Frankfurter Staatsanwaltschaft erlassene Haftbefehl – in vollem Umfang im Buch enthalten – markiert den Endpunkt einer teils grotesken Geschichte versäumter Strafverfolgung. Mengeles Dokortitel wurden erst 1963 rechtsgültig aberkannt. Otmar von Verschuer war auch nach Kriegsende noch für einen Posten in der Frankfurter Universitätsmedizin im Gespräch und bis zu seinem Lebensende 1969 in den akademischen Kreisen der Bundesrepublik aktiv. Im Kontext des 100jährigen Jubiläums der Goethe-Universität richtet „Jenseits des Hippokratischen Eids“ den Blick auf das wohl dunkelste Kapitel der Frankfurter Wissenschaftsgeschichte.

Benjamin Ortmeyer ist apl. Professor für Allgemeine Erziehungswissenschaft an der Goethe-Universität und leitet die Forschungsstelle NS-Pädagogik.



Klaus Bethge und Claudia Freudenberger (Hrsg.)
100 Jahre Physik an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main 1914–2014

Frankfurt Academic Press (Verlag), Frankfurt am Main, 664 Seiten, Hardcover mit Lesebändchen, 36,00 Euro

100 Jahre Goethe-Universität heißt auch 100 Jahre Physik in Frankfurt am Main. Der vorliegende Band verzeichnet und stellt jene 43 PhysikerInnen vor, die in diesem Jahrhundert an der Frankfurter Universität lehrten oder forschten. Die Herausgeber Klaus Bethge und Claudia Freudenberger aus der Frankfurter Kernphysik haben sich hierbei auf die bereits Verstorbenen beschränkt.

Das Buch ist reich bebildert und hält außergewöhnliche biographische und wissenschaftsgeschichtliche Entdeckungen bereit. Wissenschaftler-Biographien wie die von Max von Laue zeigen mühsame akademische Wege auf oder geben eigensinnige Forscherleben wie das des Experimental-Genies Otto Stern wieder, der in Frankfurt den für die moderne Physik grundlegenden Stern-Gerlach-Versuch anstellte.

War die Physik einer der fünf Gründungsfachbereiche der Universität, so war sie auch gleich wesentlich in die Entwicklung der jungen Uni eingebunden: Ihr erster Rektor war der Physiker Richard Wachsmuth, dessen Geschichte vom »Wissenschaftlichen Hilfsarbeiter« durch 18 Jahre Leitung der Universität bis zu seiner Emeritierung 1932 erzählt ist.

Die Autoren der Portraits sind durchweg selbst Physiker, teils Schüler der Portraitierten, durch deren Kurzvitae die Geschichte der Physik bis in die Gegenwart vermittelt wird. Zeitgeschichtliche Querverweise stellen die Biographien in einen größeren historischen Kontext. Viele dieser Lebenswege zeichnete zudem ein hohes gesellschaftliches Ethos aus, etwa der von Friedrich Dessauer, generell waren die meisten akademischen Karrieren eng

mit dem universitären, kulturellen und wirtschaftlichen Leben Frankfurts verbunden.

Unterstützt vom Frankfurter Förderverein für Physikalische Grundlagenforschung sowie etlichen Unternehmen im Rhein-Main-Gebiet, die traditionell viele der hier ausgebildeten Physiker beschäftigen, ist der Band zugleich auch ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Region im Allgemeinen.

Klaus Bethge ist Professor Emeritus für Physik und war lange Jahre Geschäftsführender Direktor am Institut für Kernphysik.

Claudia Freudenberger ist langjährige Techn. Mitarbeiterin am Institut für Kernphysik der Goethe-Universität.



Große Zufriedenheit bei Nutzern der BSP

iPad-gestützte Befragung an der Bibliothek für Sozialwissenschaften und Psychologie

Die Bibliothek für Sozialwissenschaften und Psychologie (BSP), eine Fusion von mehreren dezentralen Bibliotheken und der psychologischen Testsammlung, bietet ihren gut 10.000 Nutzern knapp 500 Arbeitsplätze bei einem Literaturbestand von derzeit 348.000 Medieneinheiten.¹ Sie wurde zu Beginn des Sommersemesters 2013 in PEG-Neubau auf dem Campus Westend eröffnet. Das einjährige Bestehen war Anlass für eine Nutzerbefragung, um zu ermitteln, wie die Bibliothek bewertet wird und ob bzw. an welcher Stelle Verbesserungsbedarf besteht.

Die Befragung wurde in der Zeit vom 30.6. bis 19.7.2014 durchgeführt. Im Hörsaalgebäude, im Gebäude der Fachbereiche Psychologie, Erziehungs- und Gesellschaftswissenschaften (PEG), der BSP, in der Cafeteria „Dasein“ und im Außenbereich wurden 429 Personen zur Bibliothek befragt. Sie gaben ihre Antworten direkt in die dafür bereitgestellten iPads ein. 293 Studierende und 136 Mitarbei-

tende beantworteten ca. 20 Fragen und benötigten dafür im Durchschnitt neun Minuten. Die Teilnahmequote betrug 72 Prozent. Insgesamt konnten 414 Antworten ausgewertet werden.

Die wichtigsten Ergebnisse sind: Die BSP wird von 87 Prozent aller Befragten genutzt und zwar zu 70 Prozent von Nutzern der im PEG ansässigen Fachbereiche.

Die meisten Nutzer kommen mehrmals wöchentlich in die Bibliothek. Sie nutzen am häufigsten die Buchausleihe. Sehr wichtig ist ihnen ebenfalls die Nutzung der Bibliothek als Lernort. Neben dem häufigen Arbeiten an den Einzelarbeitsplätzen finden sie es wichtig und gut, direkt am Regal nach Büchern oder aktuellen Zeitschriftenheften recherchieren zu können. Knapp 10 Prozent der Nutzer treffen in der Bibliothek Kommilitonen und nutzen die Gruppenarbeitsräume.

85 Prozent sind mit dem Serviceangebot der Bibliothek zufrieden bzw. sehr zufrieden, weniger als 3 Prozent finden die Bibliothek we-



Foto: Dettmar

niger gut bis schlecht. 12 Prozent beurteilen die Bibliothek neutral bzw. machten keine Angabe. Im Durchschnitt wird die BSP mit der Schulnote 2 bewertet.

83 Prozent der Nutzer, die eine Beratung durch Bibliotheksmitarbeitende in Anspruch nehmen, schätzen die kompetente Beratung. 70 Prozent aller Antwortenden sind mit den Öffnungszeiten zufrieden bzw. sehr zufrieden. 12 Prozent der Antworten fielen neutral aus, 18 Prozent sind mit den Öffnungszeiten weniger zufrieden bzw. unzufrieden.

Der gleichermaßen häufig geäußerte Wunsch nach Sonntags-

öffnung und erweiterten Öffnungszeiten am Samstag ist verständlich, wenn man die unterschiedlich lange Aufenthaltsdauer in der Bibliothek betrachtet und Sonntagsnutzern dieselbe Arbeitsdauer wie Samstagsnutzern unterstellt: an Werktagen wird die Bibliothek überwiegend durchschnittlich 10 bis 30 Minuten, samstags hingegen überwiegend mehr als vier Stunden genutzt.

63 Prozent der Nutzer geben an, dass die Bibliothek gute Arbeitsmöglichkeiten und eine ausreichende Anzahl an Arbeitsplätzen bietet. 21 Prozent stimmen dem nicht zu, 16 Prozent enthalten sich einer Antwort. In einer weiteren Frage geben allerdings 30 Prozent der Nutzer an, dass die Bibliothek zum Arbeiten vor Ort zu voll ist. Häufig wurde der z.T. schlechte WLAN-Empfang im gesamten PEG-Gebäude kritisiert – ein unerwartetes Ergebnis dieser Befragung.

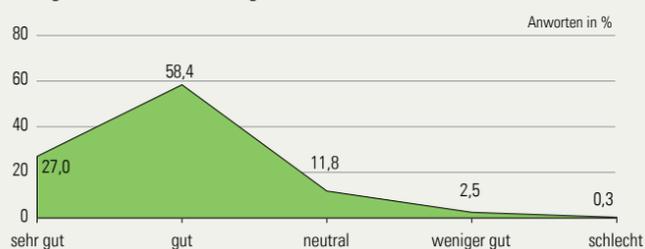
Ariane Streicher

¹ Dugall, Berndt [Hrsg.] (2013): Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, Frankfurt am Main: Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg, S. 66–68
urn:nbn:de:hebis:30:3-278339

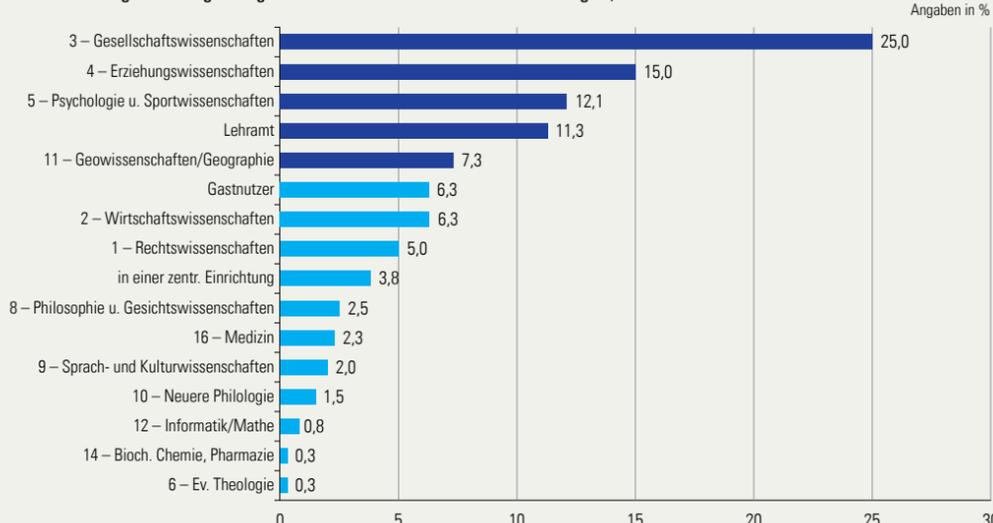
² Eigene Darstellung

³ Eigene Darstellung

Wie gut beurteilen Sie im Allgemeinen die BSP?²



Nutzverteilung nach Zugehörigkeit zu Fachbereichen bzw. Einrichtungen, Gastnutzer³



Campus Bockenheim

Universitätsbibliothek
Johann Christian Senckenberg
Zentralbibliothek
Tel: (069) 798-39205 /-39208
auskunft@ub.uni-frankfurt.de
www.ub.uni-frankfurt.de

FB 09

Kunstbibliothek
Tel: (069) 798-24979
www.ub.uni-frankfurt.de/kunstbibliothek
kmbhome.html

Fachbibliothek zur Sozialen Gerontologie an der U3L

Juridicum, Raum 612
Tel: (069) 798-28862
hesse-assmann@em.uni-frankfurt.de
www.u3l.uni-frankfurt.de

Campus Westend

FB 01/02

Bibliothek Recht und Wirtschaft (BRuW)
Tel: (069) 798-34965 /-34968
www.ub.uni-frankfurt.de/bruw/home.html

FB 03 bis 05, 11

Bibliothek Sozialwissenschaften und Psychologie (BSP)
Tel: (069) 798-35122
bsp@ub.uni-frankfurt.de
www.ub.uni-frankfurt.de/bsp

FB 06 bis 08, 09 (z. T.), 10

Bibliothekszentrum
Geisteswissenschaften (BzG)
Infotheke Querbau 1
Tel: (069) 798-32500
Infotheke Querbau 6
Tel: (069) 798-32653
www.ub.uni-frankfurt.de/bzg

Campus Riedberg

FB 11, 13 bis 15

Bibliothek Naturwissenschaften
Tel: (069) 798-49105
www.ub.uni-frankfurt.de/bnat/home.html

Campus Niederrad

FB 16

Medizinische Hauptbibliothek (MedHB)
Tel: (069) 6301-5058
www.ub.uni-frankfurt.de/medhb/medhb.html

Informationsveranstaltungen in der Zentralbibliothek

- Überblick über die Angebote der UB
 - Literatursuche im Katalog
 - Informationen zu Ausleihe, Anmeldung und Bibliotheksausweis
 - Nutzung von E-Journals und E-Books
 - Einfache Recherche nach Aufsatzliteratur in Datenbanken
 - Ergebnisse speichern oder drucken
- Dauer jeweils ca. 1,5 Stunden

Bibliothekseinführung für Erstsemester / Einsteiger

Bibliothekseinführung für Fortgeschrittene Bibliothekseinführung für sonstige Interessenten

Termine und Anmeldung
bei der Info der Zentralbibliothek:
Bockheimer Landstr. 134 - 138
http://www.ub.uni-frankfurt.de/benutzung/
literatursuche.html
Tel.: 069/ 798-39205 oder -39208
E-Mail: auskunft@ub.uni-frankfurt.de



FREUNDE DER UNIVERSITÄT

»Die Bedeutung der Goethe-Universität war noch nie so groß wie gerade jetzt. In einer schrumpfenden deutschen Bevölkerung wird die Attraktivität und Stellung der Goethe-Universität erheblich dazu beitragen, dass Frankfurt eine dynamische, internationale und einladende Metropole bleibt.«

Gerhard Berssenbrügge, Vorsitzender des Vorstands der Nestlé Deutschland AG



Vorstand

Prof. Dr. Wilhelm Bender (Vorsitzender), Dr. Sönke Bästlein, Udo Corts, Alexander Demuth, Dr. Thomas Gauly, Holger Gottschalk, Prof. Dr. Heinz Hänel, Prof. Dr. Hans-Jürgen Hellwig, Julia Heraeus-Rinnert, Michael Keller, Dr. Friederike Lohse, Prof. Dr. Dr. Matthias Lutz-Bachmann, Renate von Metzler, Prof. Dr. Werner Müller-Esterl, Prof. Dr. Rudolf Steinberg, Claus Wisser

Geschäftsführer

Alexander Trog
Postfach 11 19 32
60054 Frankfurt am Main
freunde@vff.uni-frankfurt.de
Tel: (069) 910-47801, Fax: (069) 910-48700

Konto

Deutsche Bank AG
Filiale Frankfurt
BLZ 50070010, Konto-Nr. 700080500
Freunde der Universität

Freunde der Universität

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität mit ihren rund 1.600 Mitgliedern hat im vergangenen Jahr mit knapp 440.000 Euro rund 240 Forschungsprojekte aus allen Fachbereichen der Universität unterstützt, die ohne diesen Beitrag nicht oder nur begrenzt hätten realisiert werden können. Einige dieser Projekte stellen wir Ihnen hier vor.

Freunde Aktuell

Per E-Mail informieren wir unsere Mitglieder schnell und aktuell über interessante Veranstaltungen an der Universität. Interesse? Teilen Sie uns doch bitte einfach Ihre E-Mail-Adresse mit:

Lucia Lentes
freunde@vff.uni-frankfurt.de
Tel: (069) 798-12756

Förderanträge an die Freunde

Susanne Honnef
foerderantraege@vff.uni-frankfurt.de
Tel: (069) 798-12433

Bitte vormerken

14. März 2015
Verleihung des Paul Ehrlich- und Ludwig Darmstaedter-Preises

Mitgliederversammlung 2014

Das Jubeljahr aus Sicht der Freunde

Das Jubiläumsjahr hat auch den Freunden eine Vielzahl von Veranstaltungen beschert, und insbesondere die beeindruckende Feier in der Paulskirche veranschaulichte die überregionale Bedeutung der Goethe-Universität. In seinem Bericht über das laufende Jahr wies der Vorsitzende des Freundesvorstands Prof. Wilhelm Bender auch darauf hin, dass sich die Freunde schon jetzt auf ihr eigenes 100-jähriges Jubiläum in 2018 vorbereiten und dazu ihre durchaus spannende Geschichte aufarbeiten lassen.

Gefördert haben die Freunde die Goethe-Universität in 2013 mit 1,1 Mio. Euro, davon gingen 665.000 Euro für die Projektförderung direkt in die Fachbereiche. Auf der Einnahmeseite machen sich die niedrigen Zinsen bemerkbar. Neue Einnahmequellen wurden aufgetan durch die Weiterleitung von Bußgeldern, und die angepassten Beitragssätze für die Kuratoriumsmitglieder bieten erfreulich zusätzlichen Spielraum. Mehr Mitglieder als die derzeit rund 1.600 zu gewinnen, private wie Firmen, ist ein besonderes Anliegen der Freunde. Es steigt damit nicht nur der finanzielle Freiheitsgrad, sondern auch die Wahrnehmung der Vereinigung und damit auch der Universität. Prof. Bender wiederholte seinen Aufruf an die Mitglieder, selbst aktiv Mitglieder zu werben.

Das INNOVATIONSFORUM hat auch in 2014 einen stattlichen Überschuss für die Freunde erzielt und mit der Verleihung des Goethe-Innovations-Preises junge Gründer aus dem Goethe-Unibator ausgezeichnet. Wie die Initiatorin Dr. Friederike Lohse feststellte, genießt diese Veranstaltung in der

Stadt Frankfurt durchaus hohe Aufmerksamkeit. Die Vereinigung ist außerdem sehr dankbar für die großzügigen Erbschaften von Frau Ilse Oertel und Prof. Dr. Gerhard Ross in diesem Jahr. Trotz des gegenwärtigen Niedrigzinsumfeldes kann der Schatzmeister Dr. Sönke Bästlein der Vereinigung bescheinigen, dass sie wirtschaftlich gesund ist bei stabiler Vermögenslage.

Exemplarisch stellte Julia Heraeus-Rinnert drei Projekte vor, die mit einer Finanzspritze der Freunde in 2013 realisiert werden konnten. Zuerst begeisterte Prof. Horst Schmidt-Böcking sich und die Zuhörer für die historische Nobelpreissparatur von Otto Stern zur Messung von Molekularstrahlen, die im Fachbereich Physik nachgebaut wurde. Mit den Studenten wurde das wegweisende Experiment von Stern, dem ersten Mitarbeiter Einsteins und an der Goethe-Universität von 1914–21, wiederholt. Lisa Gehrlein berichtete von ihrer Diplomarbeit über die Shoah-Überlebenden, für die sie u.a. Interviews in London geführt hatte. Auf die Spuren von Alexander von Humboldt und Darwin entführte Prof. Hans Peter Klein das Publikum nach Süd-Amerika, mit Photos einer Studienreise von Lehramtsstudierenden der Biologie.

Ein wenig wehmütig erteilte Prof. Bender dem Präsidenten Prof. Werner Müller-Esterl das Wort, der die Mitgliederversammlung in dieser Funktion das letzte Mal über die vielfältigen Aktivitäten und Erfolge der Goethe-Universität informierte. Die finanzielle Situation bleibt trotz Drittmittelrekord unbefriedigend, da ganze 40% der Mittel zeitlich befristet sind. Die Universität aber benötigt einen

langfristigen Planungshorizont mit dauerhafter Finanzierung.

Den Abschluss der Mitgliederversammlung bildete ein mitreißender Gastvortrag von Prof. Manfred Schubert-Zsilavecz zum Thema „Die Bedeutung innovativer Arzneimittel für die Fortschritte in der Medizin“. Ein heute geborenes Mädchen hat eine Lebenserwartung von knapp 100 Jahren – diese stark gestiegene Lebenserwartung verdanken wir neben der verbesserten Ernährung und der Hygiene maßgeblich dem Fort-

schritt der Arzneimittelforschung. Für viele große Erkrankungsbereiche wurden hochwirksame, hochintelligente Arzneimittel gefunden, die heute das Krankheitsrisiko deutlich senken. Prof. Schubert-Zsilavecz erläuterte beispielhaft die Entwicklung einiger moderner Medikamente und vermittelte einen Eindruck davon, wie langwierig und aufwendig sich diese Forschung gestaltet, die so entscheidend für unsere Lebensqualität ist.

Dr. Friederike Lohse

»Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses 2.0«

UniWiND-Tagung mit designierter Universitätspräsidentin Birgitta Wolff

Unter der Schirmherrschaft der Bundesministerin für Bildung und Forschung, Prof. Dr. Johanna Wanka, fand die diesjährige öffentliche UniWiND-Tagung vom 1.–2. Oktober 2014 im Rahmen der Feierlichkeiten zum 100jährigen Jubiläum der Goethe-Universität auf dem Campus Westend in Frankfurt am Main statt.

Der Universitätsverband zur Qualifizierung des wissenschaftlichen Nachwuchses in Deutschland (UniWiND) ist ein Netzwerk von derzeit 39 Universitäten mit dem Ziel der Verbesserung der Bedingungen für Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler während ihrer Promotion und in der frühen Postdoc-Phase.

In den vergangenen Jahren hat sich die Doktorandenqualifizierung in Deutschland maßgeblich verändert. Förderlinien und Programme von Bund, Ländern und Wissenschaftsorganisationen haben sich sowohl auf Organisationsformen und Strukturen als auch auf die individuellen Karrierewege für den wissenschaftlichen Nachwuchs ausgewirkt. Die UniWiND-Tagung lieferte eine Plattform für eine Bestandsaufnahme und einen vorsichtigen Blick in die Zukunft der Nachwuchsförderung in Deutschland. 200 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus Universitäten, Hochschulen, Graduierteneinrichtungen, Wissenschaftsorganisationen und Politik haben sich an der Diskussion über die Herausforderungen der

Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses beteiligt. Eröffnet wurde die Tagung mit Impulsvorträgen von Dr. Wilhelm Krull (VolkswagenStiftung) und Dr. Thomas Kathöfer (Hochschulrektorenkonferenz), die eine Diskussion zur Zukunft und Internationalisierung der Promotion anstießen. Angesichts europäischer Bestrebungen zur Angleichung der Promotionsphase an die ersten beiden Studienphasen Bachelor und Master (Bologna-Prozess) wurde explizit bekräftigt, dass der Kern der Promotion die eigenständige und originäre Forschung ist. Zusätzliche Qualifizierungsangebote wären zu begrüßen, grundsätzlich aber freiwillig.

Neue Organisationsformen und Karrierewege für den wissenschaftlichen Nachwuchs waren das Leitthema am Nachmittag des ersten Tages. Dazu diskutierte Wissenschaftsjournalistin Heike Schmolz (FAZ) auf dem Podium mit der zukünftigen Präsidentin der Goethe-Universität, Birgitta Wolff, und Vertreterinnen und Vertretern von Hochschulrektorenkonferenz, Wissenschaftsrat, DFG, UniWiND sowie der Jungen Akademie. Insgesamt ein Dutzend fachliche Workshops zu Themen wie Internationalisierung, Promovierendenerfassung oder Qualitätssicherung rundeten das Programm ab und sorgten dafür, dass die Tagung zu einem lebendigen Forum für Diskussion, Positionierung und Vernetzung wurde.

Eva Kammann



Foto: Dettmar

»Jeder trägt Vorurteile in seinem Kopf«

Das Projekt »Academic Experience Worldwide« hilft asylsuchenden Akademikern bei der Integration

Sie waren bereits seit Monaten in dem kleinen deutschen Dorf im Norden. Doch mussten sie erst Merle Becker begegnen, damit jemand aus dem 600 Seelen-Dorf mit ihnen ins Gespräch kam. Becker erfuhr, dass die Asylbewerber bereits seit vier Monaten im Dorf ihrer Eltern waren und bis zu diesem Zeitpunkt noch niemand mit ihnen geredet hatte. Dabei sei das Dorf so klein, dass jeder jeden kenne, so Becker: „Das hat mich extrem schockiert. Ich hatte schon viele Personen gehört, die über die Asylsuchenden geredet haben, aber niemand hatte mit ihnen gesprochen.“

Auf Augenhöhe

Dieses Erlebnis teilte Merle Becker ihrer Freundin Melusine Reimers mit, die sich im Studium viel mit Flüchtlings- und Asylpolitik auseinandergesetzt hatte. Bei einem Glas Bier grübelten beide über die Problematik und entwickelten gemeinsam eine Idee. Sie brauchten jedoch erst einmal einen Fokus, „denn das Problem ist zu groß. Man kann die Welt nicht auf einmal retten“, so Becker. Sie konzentrierten sich auf die Umsetzbarkeit und ihre vorhandenen Ressourcen und landeten schnell bei der Universität. So kam die Idee zustande, das Projekt im akademischen Rahmen anzusiedeln und speziell auf Asylbewerber mit Abschluss auszurichten. Im Mittelpunkt ihrer Idee stand die Möglichkeit, dass die Asylsuchenden etwas zurückgeben können, damit sich alle auf einer Augenhöhe begegnen und wertvolle Potentiale genutzt werden. So bildete sich das Konzept eines

Tandems heraus: Studierende helfen Asylbewerbern bei sprachlichen Hürden und Amtsgängen, Asylbewerber helfen Studierenden bei inhaltlichen Schwierigkeiten im Studium. Dabei entsteht kein Machtgefälle, wie es bei anderen Hilfsorganisationen meist der Fall ist.

Menschen mit Biographie

An dem Projekt nehmen viele Asylbewerber aus Eritrea, Afghanistan, Äthiopien und anderen Ländern teil und aus allen möglichen Fachbereichen wie Wirtschaftswissenschaft, Lehreraamt, Medizin, Geographie und Geisteswissenschaften. Der Andrang sei groß: „Die Menschen suchen einen Ausweg aus der Isolation“, so Becker. Es sei besonders schwierig für die Menschen, dass sie in ihrem Heimatland etwas erreicht hätten, zum Beispiel eine Anwaltskanzlei hatten oder eine eigene Praxis, doch wenn sie nach Deutschland kommen, sie von Glück reden können, dass sie als Putzkraft tätig sind. „Und dass überhaupt jemand mal fragt, was sie für Qualifikationen mitbringen. Flüchtlinge werden primär als Flüchtlinge behandelt und nicht als Personen, die darüber hinausgehende Interessen verfolgen“, so Reimers. Dabei handele es sich um Menschen mit Biographien und Fähigkeiten, von denen die Gesellschaft profitieren könne. Es fehle ganz klar an Kommunikation. „Wir haben letztens erfahren, dass ein Asylbewerber schon zwei Jahre in Deutschland war, bevor er seinen Antrag stellte. Als wir ihn fragten, was er denn so lange gemacht habe, antwortete er,



Fotos: Academic Experience Worldwide

ANZEIGE



JOB-MESSE

Der pädagogischen Praxis auf der Spur

Freitag, 23. Januar 2015, 10:00–16:00 Uhr

Goethe-Universität Frankfurt a. M., Campus Westend, PEG-Gebäude (Foyer)

Du studierst Erziehungswissenschaften, Sozialpädagogik oder Soziale Arbeit? Du bist auf der Suche nach einem Job am Ende deines Studiums?

Dann bist du auf der Job-Messe genau richtig! Hier präsentieren sich Organisationen aus dem Bildungs- und Sozialbereich.

Höhepunkt der Job-Messe 2015:

Die Verleihung des Hessischen Preises für gute pädagogische Praxis.

www.jobmessen-uni-frankfurt.de

er hätte seinen Master in München gemacht. Er erzählte uns davon nichts, weil ihm immer gesagt wurde, dass Asylbewerber mit ihren Abschlüssen nicht arbeiten könnten“, so Becker. Auch in den Medien seien die Asylbewerber hauptsächlich als homogene Gruppe dargestellt. „Die sind arm, die brauchen Hilfe. Sie werden überhaupt nicht als einzelne Menschen dargestellt“, so Becker. Es werde nicht wahrgenommen, dass sie etwas erlebt und aufgebaut haben, dass sie Familie haben und Wünsche, Ziele, Talente. „Niemand will sein Zuhause verlassen“, meint Becker.

Durch die postkoloniale Brille

Begleitend zu den Tandems, die Asylbewerber und Studierende selbstständig und privat organisieren, finden wöchentlich im Wechsel ein Seminar und eine Sprechstunde statt. Letztes Semester wurde im Seminar, das von Reimers geleitet wird, das Bild der Asylsuchenden in den Medien analysiert. „Da haben die Asylbewerber gesehen, wie sie in den Medien dargestellt werden. Das war sehr schockierend für sie“, sagt Reimers. Es entstand das Bedürfnis, dieses Bild zurechtzurücken, indem mit einem befreundeten Filmteam ein Kurzfilm erarbeitet wird. Ergänzt werden soll der Film durch ein Fotoprojekt. „Jeder trägt Vorurteile in seinem Kopf, man muss sich dessen nur bewusst sein“, so Becker. Auch die Studierenden reagierten überrascht, als sie merkten, dass der Flüchtling

aus Äthiopien in seiner Masterarbeit mit denselben Methoden vorgegangen ist, die sie auch angewendet hätten. Übrigens schrieb dieser Student seine Arbeit über Flüchtlinge aus dem Südsudan und wurde kurz darauf selbst zum Flüchtling.

Teil der deutschen Gesellschaft

Becker und Reimers führten am Ende des Semesters eine Evaluation durch und bekamen durchweg positive Rückmeldung. „Die Asylbewerber haben fast alle bei der Evaluation angegeben, dass sie sich freuen, dass es deutsche Menschen gibt, die sich dafür interessieren, wer sie sind und was sie machen. Überhaupt das Gefühl zu haben, Teil der deutschen Gesellschaft zu sein“, sagt Reimers.

Tamara Marszalkowski

Für die Teilnahme an dem Projekt werden den Asylbewerbern Zertifikate ausgestellt, die sich in Zukunft positiv auf ihren Antrag auswirken könnten.

Spenden (für den Gasthörerbeitrag und RMV-Tickets), Helfer und Tandempartner werden immer gesucht!

Näheres unter
➤ www.aeworldwide.de

Neuberufene

Julia Karbach



Foto: privat

Julia Karbach ist seit dem 1. Oktober 2014 Professorin für Pädagogische Psychologie am Institut für Psychologie der Goethe-Universität. Sie studierte Psychologie an der Universität des Saarlandes und der Universität Santa Barbara (USA). Ihr Diplom 2005 und ihre Promotion 2008 absolvierte sie im Bereich kognitive Entwicklungspsychologie der Lebensspanne. Ihre Dissertation wurde 2009 mit dem Margret-und-Paul-Baltes-Preis für herausragende entwicklungspsychologische Dissertationen ausgezeichnet. Nach einer Tätigkeit als Postdoktorandin am Lehrstuhl für Differentielle Psychologie und Psychologische Diagnostik hatte sie von 2011 bis 2014 eine Juniorprofessur für Pädagogische Psychologie an der Universität des Saarlandes inne. In der Lehre vertritt Julia Karbach die Pädagogische Psychologie in den Studiengängen der Psychologie und der Lehramtsausbildung. Ihre Forschung ist empirisch und interdisziplinär geprägt, die Schwerpunkte liegen im Bereich der Entwicklung und Plastizität kognitiver Funktionen, der Untersuchung von Prädiktoren für Schul- und Studienerfolg sowie der Psycho-kardiologie. Ihre Forschungsergebnisse wurden in zahlreichen internationalen Fachzeitschriften mit peer-review veröffentlicht. Weitere Informationen finden Sie unter www.juliakarbach.de.

Alexandra Klein



Foto: Dettmar

Alexandra Klein ist seit April 2014 Professorin für Erziehungswissenschaften mit dem Schwerpunkt „Soziale Ungleichheiten in Kindheit und Jugend“ am Institut für Erwachsenenbildung und Sozialpädagogik des Fachbereichs Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität. Seit 2010 war sie an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster als Studienrätin im Hochschuldienst mit dem Schwerpunkt Beratung und Diagnostik im Arbeitsbereich Sozialpädagogik tätig. Mit einer Arbeit zur Rekonstruktion virtualisierter Formen sozialer Ungleichheit, die unter dem Titel „Soziales Kapital Online“ veröffentlicht ist, wurde sie 2008 an der Universität Bielefeld bei Prof. Dr. Dr. h. c. Hans-Uwe Otto promoviert. Nach Abschluss der formativen Evaluation der Bundesinitiative „Jugend ans Netz“ (BMFSFJ) an der Universität Bielefeld, an der sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin beteiligt war, wechselte sie 2006 an die Universität Potsdam, wo sie gemeinsam mit Prof. Dr. Hans Oswald im DFG-Projekt „Jugendsexualität“ zur sexuellen Handlungsbe-

gung junger Erwachsener forschte. Im Wintersemester 2009/10 vertrat sie am Fachbereich für Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität bereits die Professur mit dem Schwerpunkt Sozialpädagogik und Jugendhilfe. Zu den Schwerpunkten ihrer Forschung zählen soziale Ungleichheitsverhältnisse und Handlungsbefähigung in Kindheit und Jugend sowie Interventionslogiken sozialer Arbeit und sozialpädagogische Nutzungsforschung.

Lukas Wiewiorra



Foto: privat

Lukas Wiewiorra hat im April die Juniorprofessur für Wirtschaftsinformatik und Mikroökonomie an der Goethe-Universität Frankfurt übernommen. Er promovierte am Karlsruher Institut für Technologie (KIT) im Rahmen des interdisziplinären DFG-Graduiertenkollegs „Information Management and Market Engineering“ zum Thema „Netzneutralität und Quality of Service“. Zuvor erwarb er sein Diplom in Volkswirtschaftslehre mit dem Schwerpunkt Industrieökonomik an der Universität Bonn. In seiner Forschung beschäftigt sich Lukas Wiewiorra mit aktuellen kommunikationstechnischen sowie ökonomischen Fragestellungen im Bereich der Telekommunikationsbranche und der Internetwirtschaft. In diesem Rahmen befasst er sich mit der Gestaltung und Akzeptanz von elektronischen Diensten, der Analyse von neuen Geschäftsmodellen sowie der Governance in Netzindustrien. Er ergänzt das Lehrangebot des Fachbereichs Wirtschaftsinformatik und Informationswirtschaft im Wintersemester mit der Veranstaltung „Kommunikationstechnik und Netzindustrien“ im Bachelor-Programm. In der Veranstaltung werden Grundlagen der Infrastruktur in Zugangnetzen und der Netzwerkökonomie sowie die Gestaltung und Standardisierung von Kommunikationssystemen unter regulatorischen Rahmenbedingungen behandelt. Lukas Wiewiorra bietet darüber hinaus regelmäßig Seminare zu aktuellen Themen in der Telekommunikationsbranche an.

Claudia Peter



Foto: Dettmar

Claudia Peter hat zum 16. März 2014 im Fachbereich 3 die Professur für Soziologie mit Schwerpunkt Qualitative Methoden angetreten. Ihre akademische Sozialisation hat sie von 1997 bis 2003 bei Prof. Dr. Bruno Hildenbrand (Jena) erhalten, an dessen Arbeitsbereich sowohl die hermeneutische als auch die sozialphänomenologische Tradition der interpretativen Sozialforschung gepflegt wurde. Zusammen mit ihrer grundständigen naturwissenschaftlichen Ausbildung (Diplom in Ernährungswissenschaft) war sie

in Folge ideal für inter- und transdisziplinäre Themen im Bereich der Sozialisations-, Kindheits- und Gesundheitsforschung qualifiziert. Sechs Jahre arbeitete sie daraufhin an der Fakultät für Gesundheitswissenschaft der Universität Bielefeld zu Themen der qualitativen Versorgungsforschung und lehrte dort qualitative Methoden. 2010 wechselte sie an das Institut für Sozialforschung Frankfurt und wand sich wieder der grundlagenorientierten Sozialforschung zu. Ihr heutiger Forschungsschwerpunkt stellt die Entwicklung von Kindern mit schwersten Erkrankungen bzw. Fehlbildungen und ihre Integration in die Gesellschaft dar. Hierzu leitet sie seit 2012 auch ein DFG-Projekt mit dem Titel „Sozialisations-theoretische Untersuchung zur sozialisatorischen Wirkung von Krankheitserfahrungen bei chronisch schwer kranken Kindern und ihren Eltern“. Sie lehrt vorwiegend qualitative Methoden im Bereich der Familiensoziologie, Sozialisations- bzw. Kindheitsforschung.

Simone Wies



Foto: Dettmar

Simone Wies ist seit Juli 2014 Juniorprofessorin für Marketing und Finance am Research Center SAFE der Goethe-Universität Frankfurt. Zuvor forschte sie als Post-Doctoral Researcher an der Fuqua School of Business der Duke University (USA). Ihren M.Sc. (Marketing und Finance) und Ph.D. (Finance) absolvierte sie an der Universität Maastricht. In ihrer Forschung widmet sich Simone Wies den Interaktionen zwischen Kapitalmärkten und Management-Entscheidungen mit einem besonderen Fokus auf Innovations-Entscheidungen. Sie untersucht dabei, wie Kapitalmärkte Innovations- und Marketingstrategien von Unternehmen bewerten und wie diese Finanzierungsformen und Bewertungen wiederum Innovations- und Marketingstrategien beeinflussen. Damit einhergehend beschäftigt sich Simone Wies mit der generellen Bewertung und Performance von Marketing Assets und erforscht, wie Anreizsysteme in Unternehmen Investments in derartige Assets begünstigen oder erschweren. Neben ihren Forschungstätigkeiten lehrt sie im Marketing Analytics Master-Programm an der Goethe-Universität.

Stiftungsprofessur

Paul Dierkes tritt demnächst die neue Stiftungsprofessur „Zootierbiologie/Opel-Zoo-Professur“ an.

Der künftige Stiftungsprofessor für „Zootierbiologie/Opel-Zoo-Professur“ wird die Tierhaltung im Zoologischen Garten erforschen. Gegenstand der Forschung sind die Verhaltensbiologie, die Stressphysiologie und die Umsetzung von Arten- und Naturschutzaktivitäten im Zoo. So interessieren sich Dierkes und Zoodirektor Dr. Thomas Kauffels für die Bedingungen, unter denen die Pflege von Wildtieren in menschlicher Obhut weiter verbessert werden kann. Unter anderem gehören Untersuchungen zur Hormonausschüttung zu den neueren

Ansätzen, Indikatoren für eine tiergerechte Haltung von Wildtieren zu ermitteln. Dabei werden in den Ausscheidungen der Zootiere die Hormone Cortisol und deren Stoffwechselprodukte gemessen. So können die Forscher feststellen, wie beispielsweise die Elefanten auf Veränderungen in ihrem Gehege oder hohe Besucherzahlen reagieren oder wie sich in der afrikanischen Savannenanlage der Zu- oder Abgang von Tieren auf einzelne Herdenmitglieder auswirkt. Den Biologie-Didaktiker verbindet eine langjährige Kooperation mit dem Kronberger Freigehege, die nun vertieft werden soll. Die anlässlich der Feierlichkeiten des 100. Jubiläums der Goethe-Universität von der „von Opel Hessischen Zoostiftung“ gestiftete Professur ist auf fünf Jahre angelegt und mit jährlich 100.000 Euro dotiert.

Ehrendoktor

Ehrendoktor für Hans-Heino Ewers



Foto: Dettmar

Hans-Heino Ewers ist seit 1989 Professor für Germanistik an der Goethe-Universität und Leiter des Schwerpunkts Kinder- und Jugendliteratur. Seit nunmehr über 20 Jahren bemüht sich Prof. Dr. Ewers um enge Zusammenarbeit mit der ungarischen Germanistik. Die Frankfurter Buchmesse des Jahres 1999 – mit Ungarn als Gastland – beflügelte eine Kooperation, die bis heute eine Vielzahl von gemeinsamen Konferenzen, Vorträgen und Publikationen sowie auch Förderungen im Rahmen des Erasmus-Programms hervorgerufen hat. Aufgrund seiner Verdienste um den kulturellen und wissenschaftlichen Austausch zwischen Deutschland und Ungarn sowie auch seiner Mithilfe bei der Etablierung einer ungarischen Kinder- und Jugendliteraturforschung wurde Prof. Dr. Ewers am 06. November der „Doctor et Professor Honoris Causa“ der 1367 gegründeten Universität Pécs verliehen.

Auszeichnung

Daniela Elsner erhält Ars legendi-Preis 2014.



Foto: privat

Prof. Daniela Elsner, Geschäftsführende Direktorin des Instituts für England- und Amerikastudien, erhält den Ars legendi-Preis 2014. Die insgesamt mit 50.000 Euro dotierte Auszeichnung der Hochschulrektorenkonferenz (HRK) und des Stifterverbandes für die Deutsche Wissenschaft wird in diesem Jahr für „Forschendes Lernen“ verliehen. Die Jury unter der Leitung von Prof. Holger Burckhardt, Vizepräsident der Hochschulrektorenkonferenz (HRK), hebt in ihrer

Begründung hervor, dass Daniela Elsner Studierende der Lehramtsstudiengänge in Anglistik und Amerikanistik zur Durchführung individueller Forschungsprojekte anregt. Elsner hatte bereits in diesem Jahr den „1822-Universitätspreis für exzellente Lehre“ an der Goethe-Universität erhalten, der von der Stiftung der Frankfurter Sparkasse gemeinsam mit der Goethe-Universität vergeben wird.

Nachruf

Walter Sterzel

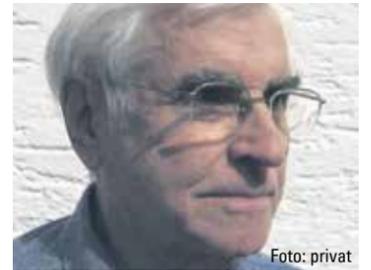


Foto: privat

Im April dieses Jahres starb Professor Dr. Walter Sterzel kurz nach Vollendung seines 82. Lebensjahres. In Frankfurt geboren, studierte er hier Chemie. Schon in seiner Diplom- und Doktorarbeit behandelte er den Einfluss von Gitterbaufehlern (Teilchengröße, Gitterverzerrungen, Leerstellen, Fremdatome usw.) auf Eigenschaften kristalliner Festkörper. 1965 erteilte die Naturwissenschaftliche Fakultät ihm den Lehrauftrag „Anwendung der Molekülspektroskopie in der anorganischen Chemie“, ein Rahmenthema auch für Arbeiten, die er in der Folge mit seinen Mitarbeitern ausführte, unter diesen Renate Haeverker, die er 1967 heiratete. 1969 habilitierte er mit einer Untersuchung über Fehlordnung in Carbonatkristallen und ihre Wirkung auf die Infrarotspektren. Einen Ruf als Professor an die Universität Dortmund lehnte er 1970 ab und wurde im Jahr darauf zum Professor für Anorganische Chemie ernannt. In den Gremien der Universität engagierte er sich ungewöhnlich stark. Der neu gebildete Fachbereich Chemie wählte ihn zwischen 1972 und 1987 fünfmal zum Dekan, ein Ausdruck großen Vertrauens seiner Kollegen und Folge seiner ruhigen, stets auf Ausgleich bedachten Art. Dem Senat der Goethe-Universität gehörte er fünf Jahre, ihrem Lehr- und Studienausschuss elf Jahre lang an. Wissenschaftliche Fragen, auch jenseits der Chemie, beschäftigten ihn weiter, darunter auch die Paläontologie nebst der Präparation von Fossilien. Eine Trilobiten-Unterart aus dem Hunsrück-Schiefer heißt nach ihm *Chotecops Sterzeli*. 1987 wieder zum Dekan gewählt, konnte er das Amt nach einem schweren Bergunfall nicht mehr antreten. Ein langer Klinikaufenthalt und verschiedene Erkrankungen beeinträchtigten seine Lebensqualität bis zum Ruhestand 1997. Denen, die ihn kannten, bleibt er in lebendiger Erinnerung. *Martin Trömel*

Geburtstage

75. Geburtstag

Prof. Dr. Joachim Weidmann
Fachbereich Mathematik, Vizepräsident der Goethe-Universität zw. 1990-1994

Prof. Dr. Edmund Weber
Fachbereich Evangelische Theologie

70. Geburtstag

Prof. Dr. Wolfgang Glotzer
Fachbereich Gesellschaftswissenschaften

**10. Dezember 2014 bis
11. Februar 2015**

Ringvorlesung Wintersemester
2014/2015

Denken und Glauben

Beginn jeweils 14.00 Uhr,
Campus Bockenheim,
Hörsaalgebäude, Saal HV,
Eintritt frei

Die Veranstaltungsreihe widmet sich seit Semesterbeginn dem Verhältnis von Denken und Glauben im Kontext verschiedener Forschungsfelder von Mathematik bis Theologie. Entlang von Trennlinien und Berührungspunkten nähert sich die Ringvorlesung der Grauzone zwischen Erkenntnis und Erleuchtung.

10.12.2014

Denken und Glauben
in der Psychologie

Prof. Dr. Viktor Sarris (FB Psychologie)

17.12.2014

Über das Verhältnis zwischen
Mathematik und Musik

Prof. Dr. Holger Lorenz
(FB Informatik und Mathematik)

14.01.2015

Denkender Glaube in der islami-
schen Philosophie des Mittelalters

Prof. Dr. Gertrude Deninger-Polzer
(FB Katholische Theologie)

21.01.2015

Der Glaube, der nach dem
Verstehen fragt

Prof. Dr. Markus Wriedt
(FB Evangelische Theologie)

28.01.2015

Über das Denken der Computer

Prof. Dr. Gillian Queisser,
(FB Informatik und Mathematik)

04.02.2015

Die Macht der Ideologie

Prof. Dr. Dr. h. c. Günther Böhme, (U3L)

11.02.2015

Wissen und Glauben zwischen
Theorie und Praxis

Überlegungen zum Verhältnis von
Religion, Philosophie und Wissenschaft
in einer postsäkularen Gesellschaft

Prof. Dr. Dr. Matthias Lutz-Bachmann
(FB Philosophie)

Veranstalter:
Universität des 3. Lebensalters
> www.u3l.uni-frankfurt.net

**15. Dezember 2014 bis
09. Februar 2015**

Öffentliche Veranstaltungsreihe
(Stiftungsgastprofessur Wissenschaft
und Gesellschaft, Zentrum für islamische
Studien der Goethe-Universität „Zefis“)

*Der Koran. Ein Text im Dialog
zwischen Osten und Westen*

Jeweils montags, Beginn 18.00 Uhr,
Campus Westend,
Renate von Metzler-Saal, 1. Stock,
Eintritt ist frei

Dialektik oder Dogma? Geschichte und
Gegenwart der Koranrezeption sind
einzigartig, da der Islam keine institutio-

nalisierte Kontrollinstanz kennt. Medial
wird jedoch häufig ein von Halbwissen
geprägtes Zerrbild struktureller Rigidität
transportiert, wodurch ein gesellschaft-
licher Dialog über den Text zumeist
erschwert wird. Abseits von Populismus
und Polemik versucht die Vortragsreihe
einem breiten Publikum die Vielfalt von
Lese- und Auslegungstraditionen näher-
zubringen sowie den aktuellen Stand der
interdisziplinären, wissenschaftlichen
Koranforschung aufzuzeigen.

15. Dezember

Koran-Übersetzung als Politikum.
Die Übertragung (1895) von M. M.
Ljubibratić

Enes Karić (Sarajevo)

12. Januar 2015

Wieviel Kritik verträgt der Koran?
Zum gegenwärtigen Stand
der historisch-kritischen Koran-
forschung

Nicolai Sinai (Universität Oxford)

26. Januar 2015

Viele Wege zum Text? Gespräche
zwischen muslimischen Gelehrten
und Orientalisten

Stefan Wild (Universität Bonn)

09. Februar 2015

Den Text verstehen.
Zeitgenössische Koranhermeneutik
in der islamischen Welt

Bekim Agai (Goethe-Universität),
Rotraut Wielandt (Universität Bamberg),
Katajun Amirpur (Universität Hamburg)

Die Vorträge sind öffentlich und kostenfrei.

Veranstalter:
ZEFIS Zentrum für islamische Studien
der Goethe-Universität

> www.islamischestudien.uni-frankfurt.de

**18. Dezember 2014 und
22. Februar 2015**

Konzerte

*Akademisches Orchester
und akademischer Chor*

18. Dezember 2014

Adventskonzert

Beginn 20.00 Uhr, Heiliggeistkirche im
Dominikanerkloster, Dominikanergasse 5
Navidad nuestra – Ariel Ramirez
A Christmas Festival – Leroy Anderson

22. Februar 2015

Semester-Abschlusskonzert

Beginn 18.00 Uhr
Frauenfriedenskirche Frankfurt
Giuseppe Verdi – Requiem
(Solisten, Akad. Chor und Orchester der
Goethe-Universität, Leitung: Helmut Bartel)

Eintrittskarten im VVK und
an der Abendkasse

22. bis 24. Januar 2015

Internationale Konferenz
Protecting the Weak

Beginn am Freitag um 9.00 Uhr,
Campus Westend,
Eisenhower-Raum IG 1.314

Die Konferenz ist Teil des interdisziplinären
Forschungsprojekts „Protecting the
Weak. Entangled Processes of Framing,

Mobilization and Institutionalization in
East Asia“, welches von der Volkswagen
Stiftung unterstützt wird. Während am
ersten Tag theoretische Ansätze und
historische Hintergründe zum Schutz
der Schwachen betrachtet werden, wird
am zweiten Tag der Schutz Schwacher
anhand von Katastrophenopfern,
Beschäftigten, Tierschutz und Schutz von
kulturellem Erbe im Vergleich zwischen
China und Japan diskutiert.

Veranstalter:
Prof. Iwo Amelung (FB09),
Prof. Moritz Bälz (FB01),
Prof. Heike Holbig (FB03) und
Prof. Cornelia Storz (FB02)

> www.protectingtheweak.uni-frankfurt.de

10. Dezember 2014

Vortrag

*Ägyptens Wasserressourcen in
Zeiten des globalen Wandels*

Prof. Olaf Bubbenzer
(Universität zu Köln), 18.15 Uhr,
Campus Bockenheim, Hörsaal-
gebäude, 4. Stock, Hörsaal H 14,
Mertonstraße 17–21

Der Vortrag beleuchtet an ausgewählten
Fallbeispielen die komplexe Wasser-
situation Ägyptens und versucht Aus-
blicke auf zu erwartende Entwicklungen
in Zeiten globalen (Klima-)Wandels.

Veranstalter:
Institut für Physische Geographie
> www.fgg-info.de

21. Januar und 11. Februar

*Workshop-Reihe der
Normativen Ordnungen
(Exzellenzcluster)*

Die Workshop- und Vortragsreihe der
Exzellenzcluster beschäftigt sich mit
der Konstruktion bzw. Konstruiertheit
gesellschaftlicher Normativität und
dem subversiven Potential, das diesen
Normen zugleich inhärent ist. In diesem
Wintersemester geht es speziell (u. a.)
um die Themen Gewalt, Geschlechter-
Unterdrückung, Pornografie und poli-
tische Affekte. Die Vorträge finden in
englischer Sprache statt

21. Januar 2015

16–19 Uhr, Campus Westend, Gebäude
„Normative Ordnungen“, Raum EG.02

Connected by Commitment. Rethink-
ing Relations of Oppression and Our
Responsibility to Undermine Them
Mara Marin (Normative Ordnungen,
Frankfurt a. M.)

Pornography: A Source of Oppres-
sion or a Tool for Emancipation?
Mari Mikkola (Berlin)

11. Februar 2015

16–19 Uhr, Campus Westend, Gebäude
„Normative Ordnungen“, Raum EG.02

Politics of Affect Between Intensity
and Control
Serhat Karakayli (Hamburg)

Why Politics Can't Do away with
Emotions – and why that is a Good
Thing
Judith Mohrmann (Berlin)



WINTERKONZERTE IN DER »KIRCHE AM CAMPUS«

In Zusammenarbeit mit der Frankfurter Hochschule für Musik
und Darstellende Kunst veranstaltet die Evangelische Studierenden-
gemeinde in diesem Semester eine Reihe von Winterkonzerten.

11. Dezember 2014

„Laon“-Ensemble für Alte Musik
mit Hyowon Lee (Blockflöte), Suna
Park (Barockoboe) & Euna Hwang
(Cembalo)

15. Januar 2015

Violoncello & Klavier
mit Christoph Wagner & Anca Lupu

22. Januar 2015

Zwei Klavier-Soli mit Mu He &
Aristotelis Papadimitriou

29. Januar 2015

Horn & Klavier
mit Andrew Young
& Katerina Moskaleva

05. Februar 2015

Duo „Despasillo“
mit Carlos M. Vivas (Gitarre)
& Leidy Jáuregui García (Violine)

12. Februar 2015

In 80 Minuten um die Welt!
Ein Benefizkonzert zu Gunsten
Ärzte ohne Grenzen.

„36 Finger“ – Klarinettenquartett
mit Julia Huk, Ralph Schweizer,
Nassim Alizadeh & Magdalena
Wilhelm

Jeweils donnerstags
um 19.30 Uhr, im Studierendenhaus
Campus-Bockenheim, Jügelstraße 1

> www.esg-frankfurt.de

Die Vorträge sind öffentlich, erfordern
aber eine Anmeldung per E-Mail:
kolja.moeller@normativeorders.net

Weitere Informationen:

> www.normativeorders.net

**18. Dezember 2014 bis
5. Februar 2015**

Film- und Vortragsreihe

*Die Revolution findet
trotzdem statt*

Das Kino von Pier Paolo Pasolini

In nur vierzehn Jahren, zwischen 1961
und 1975, schuf der Regisseur Pier
Paolo Pasolini zweiundzwanzig Filme.
Fast alle zählen zu Schlüsselwerken
des Weltkinos, die gleichzeitig immer
eine Herausforderung gesellschaftlicher
Ordnung waren – oft auch Anlass für
einen Skandal. Internationale Experten
setzen sich in dieser Veranstaltungs-
reihe mit ausgewählten Filmen Pasolinis
auseinander.

Beginn 20.15 Uhr
Deutsches Filmmuseum,
Schaumainkai 41,
Kartenkauf unter 069/961 220 220

18. Dezember 2014

„La sequenza del fiore di carta“ und
die Subjektivität der Plansequenz

Toni Hildebrandt, Film:
Il Vangelo Secondo Matteo (1964)

15. Januar 2015

Mythos und Kino:
Pasolinis Griechenland
Massimo Fusillo, Film: Medea (1969)

22. Januar 2015

Pasolini's Third World
Luca Caminati, Filme:
Sopralluoghi in Palestina (1963),

Le Mura die Sana'a (1971),
Appunti per un film sull'India (1968)

5. Februar 2015

Queer Pasolini
Thomas Waugh, Film: Teorema (1968)

Veranstalter u. A.:
Institut für Theater-, Film- und
Medienwissenschaft,
Institut für Kunstgeschichte und
Institut für romanische Sprachen und
Literaturen der Goethe-Universität

Weitere Informationen:
> www.pier-paolo-pasolini.de

22. Januar 2015

Vortrag
*Krisendiskurse und Securitization
von Wasser: Forschung
über gesellschaftliche Natur-
verhältnisse am Beispiel des
Projekts WaterPower*

Die jeweils im Wintersemester statt-
findende ISOE-Lecture widmet sich
aktuellen Fragen der Nachhaltig-
keitsforschung. Der aktuelle Vortrag
zum Forschungsprojekt WaterPower
verdeutlicht, dass verursachende
Faktoren für die Wasserkrise mit
Blick auf gesellschaftliches Handeln
betrachtet werden müssen. Wasser-
mangel ist nicht ausschließlich ein
natürliches, sondern oft ein sozial
und politisch strukturiertes Phäno-
men, was am Beispiel der west-af-
rikanischen Küstenstadt Accra, der
Hauptstadt Ghanas aufgezeigt wird.

Prof. Dr. Antje Bruns (Humboldt-
Universität, Berlin)

18 Uhr, Campus Bockenheim,
Neue Mensa, Raum KIII

Veranstalter: Institut für sozial-
ökologische Forschung (ISOE)

> www.isoe.de

ALLES SCHWARZ- MALEREI?

SCHLAGLICHTER GLOBALER KRISEN

**DOMINIKANERKLOSTER
KURT-SCHUMACHER-STRASSE 23
60311 FRANKFURT AM MAIN**

BEGINN JEWEILS 19.30 UHR. EINTRITT FREI.

In Kooperation mit:

hr iNFO



www.buerger.uni-frankfurt.de

GOETHE
UNIVERSITÄT
FRANKFURT AM MAIN

FRANKFURTER
BÜRGER-UNIVERSITÄT
Wintersemester 2014/2015

1/12/2014

WIE ENTSTEHEN KRIEGERISCHE KONFLIKTE HEUTE?

Der Erste Weltkrieg und die Lehren daraus

Podiumsteilnehmer: Prof. Tanja Brühl und Prof. Reinhard Wolf (beide Institut für Politikwissenschaft, GU), Prof. Jörn Leonhard (Historiker und Autor des Buches „Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkriegs“)

8/12/2014

WER ZAHLT FÜR DIE FOLGEN UNSERES WOHLSTANDES?

Armutrisiko Klimawandel

Podiumsteilnehmer: Prof. Joachim Curtius und Prof. Christian Schönwiese (beide Institut für Atmosphäre und Umwelt, GU), PD Thomas Kluge (Institut für sozial-ökologische Forschung), Prof. Darrel Moellendorf (Exzellenzcluster Normative Orders, GU)

15/12/2014

LEKTIONEN GELERNT?

Dimensionen der Finanzkrise

Podiumsteilnehmer: Dr. Andreas Dombret (zuständiger Vorstand für Bankenaufsicht der Deutschen Bundesbank), Daniel Kolter (Leiter des Deutschlandgeschäfts, Ratingagentur Moody's), Prof. Jan Pieter Krahen (Lehrstuhl für Kreditwirtschaft und Finanzierung, Goethe-Universität), Rainer Voss (ehemaliger Investmentbanker und Protagonist des Dokumentarfilms „Der Banker – Master of the Universe“)

19/1/2015

WIE KRANK IST UNSER GESUNDHEITSSYSTEM?

Die Medizin hat den Menschen vergessen

Podiumsteilnehmer: Jörg Blech (Gesundheitsjournalist und -autor), Prof. Gerd Glaeske (Zentrum für Sozialpolitik, Universität Bremen und Herausgeber des Arzneimittel-Reports), Prof. Matthias Schrappe (Versorgungsforscher, von 2007–2009 Generalbevollmächtigter des Aufsichtsrats des Uni-Klinikums Frankfurt), Prof. Klaus Stegmüller (Fachbereich Pflege und Gesundheit, Fachhochschule Fulda)

26/1/2015

WELCHE EINWANDERUNGSPOLITIK BRAUCHT DEUTSCHLAND?

Flüchtlingelend und Fachkräftemangel

Podiumsteilnehmer: Tom Königs (mensenrechtspolitischer Sprecher der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen), Pater Balleis (Direktor des Jesuiten-Flüchtlingsdienstes), Martin Neumeyer (Integrationsbeauftragter der Bayerischen Staatsregierung), Prof. em. Dietrich Thranhardt (Migrationsforscher, Universität Münster)

9/2/2015

IST UNSERE DEMOKRATIE IN GEFAHR?

Verlust der Urteilsfähigkeit als Folge von Informationsüberflutung

Podiumsteilnehmer: Markus Beckedahl (Blogger und Netzaktivist), Sebastian Esser (Herausgeber „Krautreporter“), Michael Konken (Bundesvorsitzender des Deutschen Journalisten-Verband)